1,60 DM / Band 79
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Dämona King

Eine Frau gegen Geister und Dämonen



Ryder Delgado

Bastardas Höllentanz

Belgien F 32 / Frankreich F 4.40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,50 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Bastardas Höllentanz

Damona King Nr. 79

von Martin Eisele

erschienen am 22.02.1982

Bastardas Höllentanz

Der Rattengesichtige grinste boshaft.

»Na, Dicker, hast du deinen Rausch ausgeschlafen?« fragte er mit seiner unangenehmen Fistelstimme.

Sanders nickte zerknirscht. »Ja, ich bin wieder klar. Es tut mir…«

»Spar dir die Luft.« Der kleine, drahtige Mann zog die Zellentür auf.

»Hauptsache, die Ausnüchterungskur auf Kosten des Hauses hat geholfen. Du verschwindest jetzt. Und du läßt dich nie wieder im Shocking Palace sehen. Klar?«

Sanders ließ sich nicht noch einmal bitten. Mit torkelnden Schritten rannte er los. In den dunklen Kellergang hinaus. Er sah nicht zurück. Der Schweiß überzog sein Gesicht wie eine schmierige Fettschicht. Keuchend erreichte der korpulente Mann die Treppe. Von oben wehte ihm Musik entgegen. Sanders hastete die Stufen hinauf. Wieder ein Gang.

Links ging es zu den Toiletten. Rechts war die Tür zum Nachtclub. Sanders riß sie auf.

Rotes Licht blendete ihn. Einen Herzschlag lang sah er alles verschwommen. Er hörte Gelächter, dann begeisterten Applaus. Wahrscheinlich, weil Lola wieder strippte…

Aber das konnte sie nicht mehr. Lola hing an einem Galgen. Der Strick schwang langsam, leise knarrend hin und her!

Und an den kleinen Tischen rings um die Bühne saßen gelbweiße Skelette, die begeistert Beifall klatschten….

Das alles sah Sanders zwar, aber sein Gehirn hatte diese Szenerie des Grauens erst verarbeitet, als er schon mitten im Zuschauerraum stand.

Wie vom Blitz getroffen, blieb Sanders stehen, kreiselte dann um seine eigene Achse. Der Anblick blieb!

Überall Skelette!

Der große Raum mit der schwülstigen Ausstattung war ein Hort des Todes!

Der ganze Nachtclub war ausschließlich von Skeletten besucht!

Ein krächzender Laut kam aus Sanders' Mund, dann preßte er die geballte Hand davor, damit er nicht losschrie.

Die Skelette beachteten ihn nicht. Alle starrten sie auf die Bühne, die von mehreren Strahlern hell ausgeleuchtet war. Philby Sanders wuchtete sich wieder herum, seine Blicke saugten sich an der reglosen Gestalt an dem Galgenstrick fest. Der Kopf der Frau war auf die Seite gesunken. Das lange brünette Haar fiel in weichen Wellen weit über Lolas schmale, weich gerundete Schultern. Um den Hals lag der Strick.

Und der Körper, der in ein dunkelblaues, seidenes Gewand gehüllt war, schwang hin und her. Hin und her. Wie das Pendel einer monströsen Uhr.

Die Skelette applaudierten noch immer. Pfiffe gellten. Begeisterung herrschte. Manche trampelten mit den Knochenfußen auf den Boden.

Philby Sanders keuchte. Sein Herz hämmerte unregelmäßig. Er begann weiterzulaufen. Weg! Er mußte raus aus diesem Wahnsinns-Laden. Lebende Skelette… Ein Alptraum, das mußte ein Alptraum sein. Er lag noch immer in der Ausnüchterungszelle, in die sie ihn gestern abend gesteckt hatten …

Aber da täuschte sich Philby Sanders!

Während er weiterhetzte, *veränderte* sich die Umgebung geringfügig, als würde ein durchsichtiger Schleier vor Sanders Augen weggezogen.

Er konnte nicht anders – er mußte über die Schulter zurücksehen – auf Lola.

Jetzt sah er, daß es nur eine Puppe war!

Eine lebensgroße Puppe in einem blauen Seidenkleid hing am Galgen, nicht Lola! Philby Sanders schrie jetzt doch. Niemand hörte ihn.

Sein Entsetzensschrei ging in dem immer noch tosenden Applaus unter.

Die Skelett-Zuschauer waren jetzt nicht mehr so überdeutlich zu sehen. Das rötliche Licht wirkte schmutzigtrübe. Die Skelette waren bedrohliche Schemen. Scheinbar hinter Zigarettenrauch verborgen.

Eine schwülstige Stimmung herrschte. Die Musik spielte einen Tusch.

Plötzlich kam Philby Sanders alles normal vor. – Soweit man von normal sprechen konnte, wenn auf die Bühne eines Nachtclubs ein Galgen aufgebaut war, an dem eine Puppe hin und her pendelte.

Und die Gäste Skelette waren, die dazu applaudierten!

Sanders stolperte, flog förmlich, wie vom Katapult geschossen, vorwärts, gegen einen der kleinen Tische. Das Ding ging unter Sanders Körperfülle splitternd zu Bruch. Die Stühle, auf denen die Skelette gesessen hatten, kippten mitsamt ihrer unheimlichen Last. Sanders krachte hart auf dem Boden auf. Seine Kiefer hämmerten klappernd aufeinander.

Der Beifall verstummte!

Totenstille herrschte!

Sanders rappelte sich mit japsenden Atemzügen herum, richtete sich auf – und starrte auf die Knochenmänner. Leblos lagen sie vor ihm. Die leeren dunklen Augenhöhlen schienen ihn spöttisch anzustarren.

Was war hier bloß los? Um Gottes willen – das war Wahnsinn!

Heller Wahnsinn!

Sanders kam auf die Füße, sah sich um. Er fühlte sich hilflos. Wie in einer teuflischen Falle gefangen.

Und dieser Nachtclub war tatsächlich eine Falle. Er wußte es. Gestern abend war er hineingetappt. Als er dieses giftgrüne Gebräu getrunken hatte, das ihm Lola, die Stripperin, an den Tisch gebracht hatte.

Er hatte es hinuntergekippt. Lola hatte ihn so vielversprechend angelächelt.

Dann war es passiert.

Er war zum Amokläufer geworden… Bis ihn der Chef dieses Nachtclubs und zwei seiner Rausschmeißer gepackt und in die Ausnüchterungszelle im Keller gebracht hatten. Dort war irgend etwas mit ihm passiert … Aber – was?

Die Szenerie war noch immer wie eingefroren. Die Skelette – auch die, die an den anderen Tischen saßen – leblos, tot. Mitten in der Bewegung erstarrt. Die Musik war verstummt.

Sanders hatte keine Ahnung, was das alles zu bedeuten hatte. Am besten, er verschwand, solange er das noch konnte. Vielleicht wollten sie ihm einen Denkzettel verpassen? – Vielleicht wollten sie ihn in den Wahnsinn treiben… Sie hatten keine Polizei geholt. Das war doch komisch!

Das trieb Sanders die Gänsehaut über den Rücken. Schnaufend setzte er sich wieder in Bewegung. Er lief zum Ausgang. Rücksichtslos warf er Tische um, wenn sie im Weg waren. Vor der Drehtür standen drei Skelette, wie im Gespräch erstarrt.

Sanders wischte sie buchstäblich weg. Klappernd brachen die Knöchernen in sich zusammen. Sie leben nicht! schrie es in Sanders.

Sie können nicht leben. Vorhin – das muß eine Sinnestäuschung gewesen sein. Vielleicht Nachwirkungen von diesem grünen Teufelszeug.

Sanders lief durch die kleine, halbrunde Vorhalle. Der Boden war mit

einem dicken roten Teppich belegt. An den Marmorwänden hingen alte Ölgemälde in schweren Goldrahmen. Von der hohen, kuppelartigen Decke verstrahlte ein schwerer Kristallüster sein helles Licht. Hundertfach brach es sich in den geschliffenen Steinen und zauberte irisierende Lichtreflexe auf Decke, Wände, Boden.

Sanders hatte keinen Blick dafür übrig. Wie von tausend Teufeln gejagt, eilte er an die Garderobe.

Hinter ihm setzte die Musik wieder ein. Stimmengewirr. Gelächter. Eine helle Frauenstimme lachte. Lolas Stimme!

An der Garderobe erwartete Philby Sanders der nächste Schock!

Wie ein Schlag traf es ihn!

Eine Frau!

Eine ganz normale Frau saß hinter der Teakholz-Theke. Sie sah unscheinbar aus, sicher über 40, rundlich, das schwarze, schon gelichtete Haar sorgfältig aus dem breitflächigen, etwas derben Gesicht gekämmt. Sie sah von ihrem Strickzeug auf, mit dem sie beschäftigt gewesen war.

»Ihr Mantel, Sir?« fragte sie mit einem freundlichen Lächeln.

Sanders fielen schier die Augen aus dem Kopf. Alles hätte er erwartet, nur das nicht. »Sie – Sie sind nicht echt, oder? Da drin – die Skelette… Ich…« stammelte er. Seine Stimme war rauh, heiser. Er hatte einen Kater, und wenn er einen Kater hatte, dann war seine Stimme immer so.

Das Lächeln verschwand vom Gesicht der Frau. »Skelette?« fragte sie. »Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Sie sind da. Und Lola… Ich meine – die Puppe … Der Galgen…«

Sanders merkte, daß er sich wie ein Idiot aufführte. Warum erzählte er ihr das überhaupt. Wenn die Skelette kamen… dann – dann war er noch immer hier.

»Ja, meinen Mantel!« stieß er schroff hervor.

»Der Shocking Palace dankt für Ihren Besuch, Sir«, sagte die Frau, als sie ihm den Mantel über die niedere Theke reichte. Ihre Stimme klang kühl, distanziert. Sie hielt ihn für einen Irren, das war klar.

»Es – es tut mir leid. Ich – ich bin durcheinander.«

»Das sind Sie, Sir.«

»Auf Wiedersehen.«

Sie nickte ihm zu, sagte jedoch nichts mehr.

Er packte seinen Mantel, starrte sie noch einmal genau an. Sie war keine Puppe. Ihr Gesicht – es war das Gesicht eines lebendigen Menschen. Eines Menschen aus Fleisch und Blut.

Sanders stürmte hinaus. Ihm war schlecht. Eine unsichtbare Hand schien ihm den Magen umzudrehen und sämtliche Eingeweide miteinander zu verknoten. Die Tür schloß sich hinter ihm.

Draußen war es dunkel. Ein kalter Wind pfiff um die grauschwarzen

Häuserecken. In einiger Entfernung brannte hinter drei, vier Fenstern noch Licht.

Gestern abend war das Wetter genauso trist gewesen. Sanders rammte die Hände in die Manteltaschen und ging ziellos in die dunkle Gasse hinein, die gegenüber dem Shocking Palace mündete.

Weit weg war Motorengebrumm zu hören. Nicht lange; gleich darauf war es wieder still. Warum hatte er durchgedreht? Warum hatte der Nachtclub-Besitzer nicht die Polizei geholt?

Soweit er sich erinnerte, hatte er einen anderen Gast ziemlich hart verdroschen. Ein Spiegel hinter der Theke war zu Bruch gegangen.

Flaschen waren geflogen.

Erinnerungsfetzen trieben durch Philby Sanders' Verstand. Eiseskälte sickerte in seinen Körper.

Sie waren in seine Zelle gekommen: vermummte Gestalten. Unheimlich. Groß. Wuchtig. Sie hatten sich über ihn gebeugt. Miteinander geflüstert. Gekichert.

Dann hatten sie getanzt. Gespenster, die sich um ein schwarzes Feuer wiegten… Rauch, der sich beißend und brennend in allen seinen Poren festgesetzt hatte. Rauch, der zu einer Schlange wurde …

Höllenaugen, die ihn hypnotisierend anstarrten… Schwarzmagische Sprüche, die heruntergeleiert wurden … Immer wieder.

Eine schwarze Messe!

Und er – Philby Sanders – war das Opfer! Sanders blieb stehen, seine rechte Hand fuhr hoch, nestelte den Mantel auf, dann das Hemd, zerrte es beiseite, tastete fieberhaft über die schweißnasse, seltsam kühle Haut…

Und fand die Wunde!

Sie saß genau über dem Herzen, und sie war noch blutig. Sanders schluchzte los. Haltlos. Hemmungslos. Niemand hörte ihn. Der schwergewichtige Mann weinte, denn er hatte plötzlich erkannt, daß er – tot war…

***

Das Messer bemerkte er erst ein paar Minuten später, als er wie betäubt weiterging. Als wäre es eine Giftschlange, zog er es aus der Manteltasche.

Die Klinge glühte kurz auf, als Licht aus einem Fenster im ersten Stock des großen Wohnsilos darauf fiel.

Auf der Klinge klebte getrocknetes Blut…

Philby Sanders stand kurz vor dem totalen Zusammenbruch. Er war tot, aber er lebte trotzdem. Die Wunde war tief… eine tödliche Wunde. Warum lebte er dann noch? Warum?

Er würgte. Ein Kloß steckte in seinem Hals. Er wollte schreien, konnte es aber nicht. Er stand da und starrte das Messer an – und im

gleichen Augenblick hörte er das gierige Hecheln hinter sich. Irgendwo in der kalten Nebelnacht.

Sanders aber sah nichts und niemand. Er eilte weiter. Seine Schritte hallten auf dem feuchten Asphalt. Das Hecheln war nicht mehr zu hören.

Dafür aber sah Sanders wieder die Vermummten. Lange schwarze Kutten wallten bis auf den Boden hinunter. Unter den Kapuzen waren keine Gesichter zu sehen, sondern nur Schwärze.

Sie umringten ihn.

»*Du bist jetzt ein Diener, Sanders*«, flüsterten und wisperten sie geheimnisvoll, als wären ihre Stimmen der kalte Nachtwind. »*Ein Diener… Du hast ein Messer … und noch etwas … In deiner anderen Manteltasche … Greif hinein, finde es … Dann tu, was dir aufgetragen worden ist. Tu, was du als Diener zu tun hast!*«

Sanders griff in die Manteltasche hinein und berührte die Spritze.

Auch sie zog er heraus. Vor seinen Augen drehte sich alles. Giftgrün schillerte die Flüssigkeit in der Spritze.

»Was – was soll ich denn tun?« kreischte er los.

Irgendwo flog ein Fenster auf. Eine Männerstimme brüllte los:

»Ruhe da unten, verdammt!«

Sanders hörte nicht hin. Er torkelte weiter, hielt in der einen Hand das Messer, in der anderen die Spritze.

»*Du weißt es… Du weißt es, Sanders … JETZT … Du bist ein Diener…*«

Die Gestalten zerfaserten wie Nebelgebilde.

Und jetzt wußte es Philby Sanders tatsächlich. Er mußte gehorchen. Er war ein Diener. Der Tod – der endgültige Tod war hinter ihm her und würde ihn in dem Moment einholen und vernichten, wenn er nicht gehorchte. Er war tot, aber er konnte dennoch *vernichtet* werden. Er lauschte in sich hinein. Kein Herzschlag, nichts. Vorhin hatte er doch geglaubt, sein Herz hämmern zu hören. Es mußte Einbildung gewesen sein.

Etwas Grauenvolles war mit ihm passiert…

Etwas, das zu den fürchterlichen Geschehnissen im Shocking Palace paßte!

Philby Sanders steckte das Messer ein. Dann injizierte er sich die giftgrüne Flüssigkeit. Wie Feuer brannte sie in seinen Eingeweiden.

Er brach in die Knie, Schaum flockte von seinen Lippen. Philby Sanders kippte vornüber. Sein Körper zuckte. Seine Finger krallten sich in den Asphalt. Finger, die länger wurden, Krallen bekamen…

Sanders verwandelte sich!

Er bäumte sich auf, kreischte, röchelte, grollte. Ein teuflisches Kichern stieg aus seiner Kehle empor. Die Gespenster hatten recht gehabt. Er wußte, was passiert war und was passieren mußte. Er wußte, daß er tot war. Und daß er ein *Diener* war.

Er würde *ihnen* beweisen, daß er ihrer würdig war…

***

Laurinda McIntire blieb lauschend stehen.

Da war doch was gewesen. Ein Geräusch, ein Laut, wie sie ihn noch nie gehört hatte.

Aber so sehr sich Laurinda McIntire auch anstrengte, jetzt war natürlich nichts mehr zu hören. Die Nacht war dunkel und still. Um diese Zeit waren keine Autos mehr unterwegs. Und auch keine Schiffe mehr auf der Themse, deren Getute man hätte hören können.

Laurinda McIntire schlug die Wagentür endgültig zu und schloß ab. Das Taxi war ihr Heiligtum. Seit sieben Jahren fuhr sie den weißen Morris, und noch kein einziges Mal hatte er sie im Stich gelassen.

Die Taxifahrerin stiefelte über die schmale Straße auf den verschachtelt gebauten Wohnblock zu, in dem sie wohnte. Es war ein älteres Haus, an der Frontseite rankten sich Efeuarme empor und gaben ihm etwas Romantisches.

Es war feuchtkalt. Die Taxifahrerin zog die Lederjacke um ihre Schultern. Sie fror, und das wollte bei ihr eine Menge heißen. Auch ein Schnupfen kündigte sich an, trotz ihrer Bärenkondition.

»Shit«, kommentierte sie rauh aber herzlich. Laurinda McIntire hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Der Umgang mit den Berufskollegen und den oft recht ungnädigen Fahrgästen hatte sie geprägt.

So leicht imponierte man ihr nicht. Deshalb hatte sie das komische Geräusch, das sie beim Aussteigen zu hören geglaubt hatte, auch schon wieder vergessen, als sie an der hohen Eichenholztür des Wohnhauses ankam. Sie kramte in ihrer Hosentasche nach dem Schlüssel und fand ihn natürlich nicht, was ihr einen zweiten, nicht minder kernigen Kommentar entlockte.

Das Licht wollte auch nicht brennen. Wahrscheinlich hatten die Jungens aus der Nachbarschaft hier wieder ihre Zielübungen mit dem Fußball veranstaltet.

Laurinda McIntire wurde ungeduldig. Die rechte Tasche. Ah, da war er ja.

Sie schloß auf, knipste das Flurlicht an – und hörte das Röcheln!

Mit angehaltenem Atem fuhr sie herum. Na also, dann hatte sie sich doch nicht getäuscht! Laurinda McIntire war hundemüde, denn sie war seit heute Mittag in ihrem Morris gesessen und hatte alle möglichen Leute kreuz und quer durch London kutschiert. Aber dieser Sache wollte sie doch auf den Grund gehen. Man las so viel über nächtliche Überfälle…

Sie wollte nicht mitschuldig werden, wenn ganz in ihrer Nähe jemand vielleicht umgebracht wurde.

Laurinda McIntire hatte ihre 38er Pistole bereits in der Hand und

rannte. Die Haustür ließ sie sicherheitshalber offenstehen.

Das Röcheln wurde zu einem Knurren und Fauchen, das sich bedrohlich anhörte. Es kam aus der winzigen Gasse, die von der Attendash Road abzweigte. Da drinnen war die Dunkelheit noch dichter.

Laurinda McIntire wurde langsamer. Sie wußte, daß es gefährlich war, in die Gasse hineinzugehen. Sie konnte nichts sehen, umgekehrt aber recht deutlich gesehen werden, denn die Attendash Road war zumindest spärlich von vier Laternen beleuchtet.

Laurinda war ein Schwergewicht, groß und kugelrund. Wenn sie hinter dem Lenkrad saß, dann stach es ihr fast in den Bauch. Ihr Busen war entsprechend groß. Das schwarze Haar war lockig und kurz, die pralligen Wangen knallrot vor lauter Aufregung, aber das sah jetzt ja niemand.

Trotz ihrer Gewichtigkeit aber verursachte die Taxifahrerin kein Geräusch, als sie jetzt, eng an die Hauswand gepreßt, in die dunkle Gasse hineinpirschte.

Das Knurren und Fauchen war verstummt. Dafür aber konnte sie jetzt, wenn sie genau hinhörte, keuchende Atemzüge hören. Als wäre jemand schwer verwundet und am Ende seiner Kräfte.

Laurinda McIntire legte Geschwindigkeit zu. Die 38er verlieh ihr ein vages Gefühl der Sicherheit. Sie hatte schon oft mit Betrunkenen zu tun gehabt, auch schon mit Rockern. Und mit allen war sie fertig geworden.

Sie würde auch diese Sache hier meistern. So, wie das aussah, war der Übeltäter hier bereits verduftet und hatte sein Opfer hilflos zurückgelassen, und wenn sie nicht gekommen wäre, dann…

Laurinda McIntires Denken setzte schlagartig aus, als sie die zusammengekauerte Gestalt sah. Ein Schatten unter den Schatten der Nacht, denn in keinem einzigen Fenster brannte noch Licht. Es war spät. Wahrscheinlich war sie der letzte Nachtschwärmer, der jetzt noch unterwegs war. Bei dem Wetter sowieso kein Wunder.

Laurinda blieb vorsichtig. Sie behielt den Schatten im Auge, suchte aber gleichzeitig die nähere Umgebung ab, versuchte, die Dunkelheit mit den Blicken zu durchdringen. Das Feuerzeug zog sie nur zögernd heraus. Wenn sie Licht machte, war sie eine prächtige Zielscheibe.

Die keuchenden Atemzüge verstummten.

Laurinda McIntire knipste das Feuerzeug an. Sie durfte nicht noch länger warten, wer immer da vor ihr am Boden lag, er war verletzt, schwer verletzt – und brauchte ihre Hilfe.

Das kleine Flämmchen flackerte auf. Ein kalter Windstoß brachte es im nächsten Moment zum Verlöschen.

Der kurze Augenblick der Helligkeit aber hatte Laurinda McIntire genügt. Sie hatte genug gesehen.

Vor ihr – das war kein hilfsbedürftiges Opfer.

Es war ein Monster!

Ein Wesen, halb Mensch, halb Wolf. Über und über mit Fell bedeckt. Das Gesicht eine zuckende, pulsierende Masse, die Schnauze weit aufgerissen, mit naß schillernden, großen Reißzähnen.

Laurinda McIntire spurtete zurück, dem Licht entgegen, das sich nebligtrüb vor ihr staute.

Hinter sich hörte sie Scharren und knurrende Laute. Die Bestie stemmte sich hoch. Sie nahm die Verfolgung auf!

Der Anblick des Monsters hatte sich in Laurindas Gehirn hineingefressen. Nie wieder würde sie ihn vergessen. Es war kein Scherz.

Diese Bestie war echt. Ein Mensch hatte sich in ein Ungeheuer verwandelt.

Sie hörte die schleifenden Schritte, das Hecheln, das Knurren. Das Monster war hinter ihr her.

Laurinda McIntire verwünschte ihre Neugier, wußte aber gleichzeitig, daß sie immer wieder so gehandelt hätte wie eben. Sie glaubte noch an das Gute im Menschen. Dafür bezahlte sie jetzt. Sie kam gar nicht auf die Idee, stehenzubleiben und ihre Waffe zu gebrauchen. Sie war oft genug in Horror-Filmen gewesen, um zu wissen, daß bei so einer Bestie normale Kugeln nichts halfen.

Deshalb rannte sie, so schnell es nur ging. Es strengte sie an. Mit ihren Pfunden merkte man recht schnell, daß man nicht in der Kondition war, in der man sein sollte.

Aber Laurinda McIntire gab nicht auf. Auch schrie sie nicht. Sie hätte nur ihren Atem verschwendet.

Die Gasse lag hinter ihr. Sie schoß förmlich in die helle Straße hinaus. Linker Hand stand ihr Morris. Die Taxi-Fahrerin überquerte die Straße. Zum Haus hinüber. Wenn sie die schwere Eichentür hinter sich geschlossen hatte, war sie in Sicherheit.

Ein schneller Blick zurück.

In diesem Augenblick tauchte ihr unheimlicher Verfolger in der Gassenmündung auf. Übergroß, bizarr. Der ganze Körper wie verkrüppelt. Ein Wesen, das der Phantasie eines Hieronymus Bosch hätte entsprungen sein können. Die Verwandlung war nicht abgeschlossen. Der Wolfsrachen hing schief. Auf der anderen Seite war das menschliche Gesicht noch einigermaßen zu erkennen, trotz Fell und schwarzer Schuppen.

Laurinda McIntire lief um ihr Leben. Der nasse, schwarze Asphalt wischte unter ihr weg. Panik befiel sie. Trotzdem funktionierte ihr Verstand noch klar genug. Sie mußte ins Haus kommen, dann war alles gut. Sie hatte die Tür offenstehen lassen. Sie hatte genügend Vorsprung.

Aber ihr Verfolger hatte die größere Kraft und Ausdauer – und er war schnell.

Tapp! Tapp! Tapptapptapp!

Das Echo seiner Schritte rollte wie Donner heran. Und niemand war da, der ihr hätte helfen können.

Laurinda McIntire stoppte, wurde vom eigenen Schwung aber doch noch einmal zwei, drei Schritte weit vorwärtsgerissen, bevor sie stand. Dann wirbelte sie herum, riß die 38er hoch und zielte mit dem Mut der Verzweiflung. Die Bestie war bis auf fünf Yards heran.

Laurinda drückte ab. Sie wußte, jetzt half ihr nur noch beherzte und eiskalte Gegenwehr.

Der Schuß brüllte auf. Die Pistole ruckte in ihrer Hand.

Den klatschenden Einschlag hörte Laurinda überdeutlich. Sie zog gleich noch einmal durch. Und noch einmal. Die Feuerlanzen stachen aus dem Lauf, rissen die Dunkelheit der Nacht auf und katapultierten die Kugeln aus dem Lauf.

Sie traf jedesmal.

Aber die Bestie war damit nicht zu stoppen. Sie torkelte nur, kreiselte leicht nach rechts weg und dann hetzte sie schon wieder weiter, als wäre nichts geschehen.

Laurinda McIntire aber auch. Sie sah die offenstehende Tür, die Sicherheit dahinter und holte das Letzte aus sich heraus. Sie hatte es gewußt. Mit Kugeln kam sie dem Monster nicht bei.

Wie konnte es so eine Bestie nur geben? Erst kürzlich hatte ihr einer ihrer Kollegen erzählt, wieviel Chemiegift im Schweinefleisch drin war – konnte das einen Menschen zu solch einer Bestie machen? Daran wollte sie noch eher glauben als an die Existenz von –Werwölfen! Sie erreichte die Tür, stürzte förmlich hinein und riß sich herum, um die Tür zuzuschlagen.

Mit einem Knall fiel sie ins Schloß. Laurinda McIntire lehnte sich dagegen, atmete, ihre Lungen brannten, sie fühlte sich ganz schwach in den Knien.

Dann krachte der schwere Körper von außen gegen die Tür und ließ sie erzittern. Laurinda lief schon wieder. Sie machte Licht, erreichte den Lift. Hinter ihr krachte und splitterte das Holz der massiven Eichentür. Die Bestie wühlte sich einfach hindurch, fetzte die Holzsplitter weg. Der Lift kam!

Laurinda stöhnte, als sie die behaarte, muskulöse Pranke in dem Spalt auftauchen sah.

Die Lifttür rollte auf. Laurinda wollte schon hineinstürzen, als ihr klar wurde, daß es hier nicht nur um ihr eigenes Leben ging. In diesem Wohnhaus lebten sechs Familien! Ältere Leute, aber auch ein jüngeres Ehepaar mit drei kleinen Kindern!

Zwei Wolfspranken fetzten jetzt bereits das Holz beiseite!

Laurinda McIntire aber hieb ihre geballte Faust auf den Alarmknopf im Lift. Normalerweise diente er dazu, den Hausmeister zu alarmieren, wenn der Lift – was oft genug passierte – zwischen zwei Stockwerken feststeckte. Die Sirene jaulte los!

Sie mußte die Menschen aus ihrem Schlaf reißen und warnen!

Die Tür zerbarst vollends unter dem Ansturm des Monsters.

Gleich einem übergroßen Geschoß aus Fleisch und Muskeln flog die Bestie in einem Splitterregen ins Innere.

Laurinda McIntire wartete nicht mehr länger. Sie stellte sich in die Kabine und drückte auf die Aufwärts-Taste. Dritter Stock. Höher war das Haus nicht. Die Kabinentür rumpelte zu. Sekunden darauf, als der Lift schon anruckte, knallte das Monster gegen die Metall-Tür.

»Lieber Gott!« entfuhr es Laurinda McIntire. Der Schweiß lief ihr in Strömen übers Gesicht. Kalkweiß war sie. Wie der wandelnde Tod.

Hoffentlich war der Lift schnell genug. Aber selbst wenn – wo sollte sie sich verstecken? Ihre Wohnungstür war nicht so massiv wie die Eichenholz-Haustür!

Es dämmerte Laurinda, daß ihr Leben an einem seidenen Faden hing.

Dritter Stock!

Mit einem Ruck stoppte der Aufzug. Die Kabinentür ging auf.

Licht fiel in den dunklen Flur hinaus. Die Sirene jaulte noch immer.

Irgendwo wurden verärgerte Stimmen laut.

»Hilfe!« schrie Laurinda. »Aufpassen, ein Ungeheuer ist im Haus! Rufen Sie die Polizei!«

Sie kam sich unsagbar idiotisch dabei vor, so etwas zu schreien.

Wer würde ihr schon glauben? Niemand. Es gab kein Ungeheuer.

Nur Besoffene.

Die sahen manchmal welche.

Sie aber war nicht betrunken, und sie träumte auch nicht. Das keuchende Hecheln kam rasend schnell näher, die Treppe herauf. Die Bestie hatte keine Zeit verloren. Sie wollte sie.

Ein Schrei gellte. Also hatte jemand das Monster gesehen.

Laurinda stürmte den Gang entlang, ihr Atem flog. Sie bekam kaum mehr richtig Luft. Ihr massiger Körper war nicht für Hochleistungs-Dauerspurts geeignet. Wieder schrie sie um Hilfe, damit sie die Nachbarn warnte. Für sich selbst rechnete sie keine Chance mehr aus.

Sie hörte die hetzenden, geschmeidigen Schritte hinter sich.

Der Gang war gerade. Links und rechts Wohnungstüren. Er endete an einem hohen Fenster, das die ganze Stirnwand einnahm und bis auf den Boden hinunterreichte. Das Fenster zeigte biblische Szenen und bestand aus bunten Glasteilen. Der Erbauer dieses Wohnhauses war ein gläubiger Mann gewesen, der hiermit ein Zeichen hatte setzen wollen.

Eiskalt rieselte es über Laurinda McIntires Rücken, als sie plötzlich

den heißen röchelnden Atem direkt in ihrem Genick spürte…

Die Bestie war heran!

Mit kraftvollen Sätzen kam sie, stieß sich ab – flog durch die Luft, die Pranken mit den langen, tödlichen Krallen gebogen, damit sie sie ihr in den Hals schlagen konnte!

Da ging links die Wohnungstür auf!

Ein Mann in einem knöchellangen weißen Nachthemd erschien in dem hellen Rechteck, wollte etwas sagen.

Aber da warf sich Laurinda buchstäblich unter den Fängen des Monsters zur Seite hinüber, krachte gegen den Mann im Nachthemd, walzte ihn mit ihrem gewaltigen Körpergewicht nieder und kullerte mit ihm in die Wohnung hinein.

Hinter ihr explodierte ein kreischender, enttäuschter Schrei!

Dann krachte und splitterte Glas, ein Scherbenregen prasselte zu Boden, wieder gellte ein Schrei, dann folgte ein harter Aufschlag…

»Was hat das zu bed…«

»Gleich«, unterbrach Laurinda McIntire den total perplexen Mann und stemmte sich ächzend hoch und war schon wieder draußen im Gang. Menschen tauchten auf.

Laurinda aber kümmerte sich nicht um sie, sondern lief zum Fenster. Nur noch an den Rändern hingen lange, scharfgezackte Glasreste im Rahmen. Das bunte Bibelmotiv – Adam und Evas Vertreibung aus dem Paradies – war zerstört.

Die Bestie hatte nicht mehr abbremsen können und war in die Tiefe gestürzt.

Drei Stockwerke.

Laurinda McIntire stand keuchend und mit sämtlichen Kräften und sämtlichen Nerven am Ende vor dem Abgrund, spürte den kalten Nachtwind und starrte hinunter.

Auf dieser Seite wurde das Haus von einem hohen Gitterzaun umgeben. Er stammte noch aus dem vorigen Jahrhundert und war oben mit langen, dolchähnlichen Spitzen gesichert.

Die Bestie war darauf aufgespießt…

***

Ben Murray machte seinem Namen wieder einmal alle Ehre.

Er war so knurrig und mürrisch, daß man als unbedarfter Mensch glatt Depressionen bekommen konnte und dazu hin auch noch an der Menschheit im allgemeinen verzweifelte.

Damona King sah Mike Hunter an, und Mike Hunter zuckte die Schultern.

Was soviel heißen sollte wie: Am besten tief durchatmen und bis zehn zählen. Er beruhigt sich schon wieder.

»Wirklich, eine Schweinerei«, schimpfte Ben und feuerte die

Bedienungsanleitung in eine Ecke. Dann richtete er sich auf. Er funkelte Damona und Mike an, die ganz ruhig auf der weichen Couch saßen und ihm zusahen.

»Ihr habt vielleicht Nerven! Warum helft ihr mir nicht! Alles muß man alleine machen. Dabei wollte ich euch bloß einmal einen kulturellen Genuß vorsetzen. So einen Film gibt es nicht alle Tage. Hab' ihn mir aus Deutschland schicken lassen.«

»Vielleicht hast du irgendeinen Stecker in die falsche Buchse gesteckt«, machte Mike Hunter den Versuch, wenigstens eine gewisse Anteilnahme zu zeigen.

»Falsche Buchse!« explodierte Ben Murray, und sein vierschrötiges Polizistengesicht lief dunkelrot an. Die Tränensäcke um seine hervorstehenden Froschaugen schienen sich aufzublähen, und die Adern an seinem Hals schwollen an. »Es geht hier nicht um die Buchsen, Mike, sondern darum, daß die ganze verdammte Bedienungsanleitung in japanisch geschrieben ist. Hast du gehört – in japanisch! Ich bin Engländer, Brite, und darauf bin ich stolz, jawoll, und…«

Dieser Monolog dauerte noch gut zehn Minuten, in denen weder Damona King noch Mike Hunter auch nur einmal zu Wort kamen.

Sie lehnten sich zurück.

Das kam davon, wenn man unbedingt einen Videorecorder haben mußte. Damona konnte das Lächeln kaum unterdrücken. Ben Murray war schon zu lange ihr und Mikes Freund, als daß sie die Schimpfkanonade ernst nahm. Wahrscheinlicher war, daß Ben heute wieder Ärger gehabt hatte. Er war Inspektor bei Scotland Yard, und das, was man da den lieben langen Tag alles so erlebte, das konnte den Blutdruck schon hochpuschen. Ben ließ seinen Ärger niemals an seinen Mitarbeitern oder seiner Sekretärin, Miß Pluming, aus. Auch nicht an den kleinen oder großen Ganoven, mit denen er zwangsläufig konfrontiert wurde. Er schluckte ihn, speicherte ihn – um ihn dann irgendwann im privaten Bereich schlagartig freizusetzen.

Ben Murray war untersetzt, massig. Mehrere Schlankheitskuren hatten nichts geholfen, er hatte seinen Winterspeck von 1954 noch immer um die Leibesmitte. Sein Haar war schütter, an den Schläfen leicht angegraut. Dennoch strahlte der Yard-Inspektor eine Energie aus, die den ganzen gemütlich eingerichteten Living-room erfüllte und beherrschte.

Sie hatten sich bei Murray getroffen, um einmal einen gemütlichen Abend zu verbringen.

Sie hatten zusammen zu Abend gegessen – Murray hatte höchstpersönlich gekocht; als ewiger Junggeselle brachte er da die besten Voraussetzungen mit – eine Flasche Rotwein getrunken, sich unterhalten, ein paar Runden Karten gespielt – und vor allem kein

Wort von den Mächten erwähnt, mit denen sie in letzter Zeit buchstäblich knüppeldick zu tun gehabt hatten.

Dämonen!

Schwarzblüter! Wesenheiten, die es normalerweise im heutigen, aufgeklärten Techno-Zeitalter gar nicht geben dürfte, und an die bestenfalls noch die Geistlichen glaubten.

Horror-Kreaturen aus den tiefsten Abgründen der Hölle!

Ja, das waren ihre Gegner. Damona King und Mike Hunter standen auf ihrer Abschußliste ganz oben.

Und nicht umsonst. Seit der Hexenjäger Brodkin Damonas Mutter Vanessa – eine Hexe, die sich zum Guten bekehrt hatte – und deren Mann James F. King ermordet hatte, war Damona erklärte Feindin alles Bösen.

Dem Letzten Willen ihrer Mutter folgend, hatte sie es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Schwarzen Mächte zu bekämpfen, wo sie sich nur zeigten. Im Lauf der Zeit war eine ganz schöne Latte an Abenteuern zusammengekommen. Sie und Mike hatten Ghouls erledigt, Vampire, Höllenrocker, Stein-Monster. Sie waren im Dauereinsatz. Atempausen gab es nicht. Die Höllenmächte ruhten niemals.

Eine wahre Gigantenschlacht lag erst eineinhalb Wochen hinter ihnen.

Sie und Mike Hunter waren in Darkoonas Totenreich eingedrungen, in dem der Geist Vanessas gefangengehalten und gefoltert wurde. Sie hatte ihre Mutter befreit. Vanessas Geist war in das schwarze, versteinerte Hexenherz geflossen, das sich daraufhin in Damonas Brust *hineingefressen* hatte und damit verwachsen war. Seither hatte sich Vanessa nicht mehr gemeldet, aber Damona wußte – der Geist ihrer Mutter war da, er hatte die halbdämonische Hexenherz-Präsenz, die über kurz oder lang zu einer Gefahr für Damona geworden wäre, niedergezwungen. Damit war das Hexenherz zu einer berechenbaren Größe geworden, während es bisher eher zwielichtig war. Damona hatte es als einen Parasiten angesehen, und das traf ziemlich genau die Wahrheit. Die Hexenherz-Präsenz hatte es darauf abgesehen gehabt, irgendwann einmal Damonas Körper zu übernehmen.[1]

Nach der Odyssee im Totenreich Darkoonas waren Damona und Mike auf einer *falschen* Erde rematerialisiert. Auf einer Art Parallelwelt, die ihrer realen Welt zwar völlig entsprach, auf der jedoch das Böse bereits wesentlich mächtiger war. Auf dieser anderen Welt war Kings Castle eine Ruine, die von gewaltigen Harpyen – Wesen, halb Vogel, halb Mensch – beherrscht wurde. Eine Welt, in der Hexenjäger ihr Unwesen treiben und eine Organisation existierte, die sich den Namen HADES KULT gegeben hatte.

Damona und Mike waren mit knapper Not entkommen – zurück auf

ihre Welt, und dort war der Kampf nahtlos weitergegangen. Die BLUTGÖTTER hatten nach einer langen Zeit des Ausharrens im Hintergrund zugeschlagen. In Griechenland war es zum Kampf um das Kloster der *Sehenden Wächter*, Yor-Marathaar, gekommen. Das Felsenkloster wurde vernichtet, ebenso fünf der sieben Sehenden Wächter. Aber auch die Blutgötter der alten Erde mußten einen furchtbaren Verlust hinnehmen: Sie waren in menschlichen Körpern gefangen. Ihre unermeßliche Macht hatten sie verloren. Sie lebten, hatten entkommen können, aber Damona King wußte, daß sie sie irgendwann finden – und vernichten würde.

Damit war ein gewaltiger Kampf gewonnen worden. Ein dicker Punkt auf ihrer Habenseite, den zu bekommen sie selbst nicht geglaubt hatte.

Auch Bastarda, die Teufelin und Verbündete der Blutgötter, war geschlagen – schwer verletzt war sie verschwunden.

Damit präsentierte sich die augenblickliche Situation folgendermaßen: Es gab nach langen Monaten der Angst jetzt wieder nur mehr eine dämonische Supermacht – und das war Asmodis Schwarze Familie der Dämonen. Die allerdings hatten sich auch gewaltig zurückgezogen nach Damonas Sieg über die Blutgötter.

Eine recht gute Ausgangssituation. Damona war ziemlich zufrieden. Um Bastarda würde sie sich kümmern, sobald sie sich wieder zeigte. Vorausgesetzt, Bastarda *konnte* sich überhaupt noch einmal zeigen!

Damona hatte mittlerweile eine Waffe gegen die Dreieinigkeit des Bösen, wie Bastarda auch hin und wieder genannt wurde: Das Schwert Excalibur, dessen Magie der Teufelin die Kräfte raubte. Einmal von diesem Wunderschwert verletzt, war man vergiftet, die Lebensenergie des oder der Verletzten floß auch weiterhin ab und zehrte ihn/sie aus, bis sämtliche Kraftreserven erschöpft waren.

So gesehen, war Bastarda jetzt bereits so gut wie tot, denn sie *war* von Excalibur verletzt worden.

Während Ben Murray weiterhin seinen Ärger ziemlich lautstark von sich gab und mittlerweile wieder damit angefangen hatte, die Anschlüsse des Videorecorders zu überprüfen, dachte Damona an Bastarda.

Daran, wie dieses Wesen des Bösen entstanden war.

Bastarda – das waren drei Individuen: Ein Blutgott, die Hexe Liar – und Chrysel Thoran, die Tochter des Herrn der Toten. Chrysel war eine Werwölfin, aber nicht unbedingt der Schwarzen Sache zugetan.

Sie hatte sogar gegen ihren Vater rebelliert. Doch dann hatte sich ihr Schicksal erfüllt. Damals, als sie mit ihrem Verlobten David Bennet und Damona King in die Vergangenheit, in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, verschlagen worden war.[2]

Der Moordrohr hatte sie und Liar zu einem neuen Wesen verschmolzen – in einer Messe des Grauens war die dreimalgroße

Teufelin Bastarda geboren worden!

Mike Hunter drehte Däumchen und feixte übers ganze Gesicht.

»Feine Gesellschaft«, sagte er nach einer Weile. »Da heißt es, wir machen uns einen gemütlichen Abend, und dann tobt der eine wie ein Bär, und meine bessere Hälfte – jawohl, ich meine dich, herzallerliebstes Hexenkind…« Er funkelte sie bissig an. »Äh, was wollte ich jetzt sagen? Ach ja. Und meine bessere Hälfte geht in sich und meditiert. Ich möchte wetten, über diese verflixten Dämonen. Du kannst es einfach nicht bleibenlassen, zum Donnerwetter. Es wäre besser, du würdest diesen Murray irgendwie verzaubern, ich könnte mir da vorstellen, beispielsweise, daß er sein Maul ein paar Stunden lang nicht mehr auftun kann…«

Nach der langen und anstrengenden Rede war Mike erst einmal still und sah Damona an, dann Ben Murray, und schließlich wieder Damona.

»Hat scheinbar geholfen«, brummte Mike dann, sichtlich zufrieden, denn Ben hatte aufgehört zu schimpfen, und Damona schien nicht mehr in tristen Gedanken herumzuwühlen.

Ben ließ das Kabel, das er in immer neue Anschlußbuchsen seines Videorecorders gesteckt hatte, fallen. »Dann eben nicht. Wie gesagt, ich wollte euch bloß diesen – diesen wertvollen Kulturfilm zeigen, ja, ja.«

»Das Leben der Spinnen«, ergänzte Murray, jetzt irgendwie hilflos.

Wahrscheinlich sah er ein, in welche Sackgasse er sich und die gute Stimmung, die bis vor ein paar Minuten geherrscht hatte, manövriert hatte. »Von diesem Horst Stern. Ein Deutscher, wie gesagt, es hat verdammt lange gedauert, bis ich den Film bekommen habe.«

»Und dann läßt du dir diesen Recorder andrehen und weißt nicht mal, wie man ihn anschließt, damit man was sieht.«

Ben Murray winkte ab. »Schicksal, ich geb's ja zu.« Er marschierte durch den Living-room zur Bar, holte eine Scotch-Flasche heraus und drei Gläser. »Darauf eine kleine Stärkung.«

»Er will sich wieder einschmeicheln, merkst du's?« wandte sich Mike Hunter an Damona. Die junge Frau mit den grünen Hexenaugen und den langen, rabenschwarzen Haaren lächelte still. Sie wußte, wenn Mike derart loslegte, dann hatte er allen Grund, und sie war froh, daß er sie aus ihren Überlegungen gerissen hatte. Wenn man immer nur an den Streß dachte, den einem die Dämonenbrut an den Hals kettete, dann konnte man schon depressiv werden, etwas, das sie jedoch nicht vorhatte.

Ben brachte die ›Stärkung‹ und setzte sich. Er vermied es konsequent, zu dem Videorecorder samt Fernseher hinüberzusehen, und schenkte jedem einen Zweistöckigen ein.

»Ausnahmsweise. Ich will schließlich nicht, daß ihr zu Trinkern

werdet«, schränkte er ein.

Sie prosteten sich zu und tranken. Damona King entspannte sich.

Wohlig rekelte sie sich und schmiegte sich dann an Mike Hunter.

Der schlanke, durchtrainierte Mann mit dem markanten Gesicht sah mit einem jungenhaften Lächeln auf sie herunter. »So gefällst du mir schon besser«, meinte er, versöhnlich gestimmt.

»Das glaube ich.«

»Was ist eigentlich aus euren Penthouse-Plänen geworden?« schnitt Murray ein Thema an, das sie vor ein paar Tagen bei einem gemeinsamen Mittagessen schon einmal erörtert hatten.

»Wir haben ein paar interessante Angebote«, sagte Damona.

»Wer Geld hat, der bekommt auch interessante Angebote, logisch«, nickte Murray.

»Wir brauchen endlich auch in London einen Platz, wo wir hingehören. Immer nur im Hotel…«

»Das Claridge's-Appartement ist immerhin auf Dauer vom King-Konzern für euch angemietet.« Ben Murray seufzte. »Mir würde das reichen. Seht euch doch mal in meiner Wohnung um.«

Das war jetzt wieder mächtig tiefgestapelt. Ben Murrays Wohnung war zwar klein, dafür aber urgemütlich eingerichtet. Das Wohnzimmer war der einzige große Raum, daran schlossen sich eine winzige Küche, ein handtuchschmaler Flur und Bad und Schlafzimmer an.

Die Toilette lag am anderen Ende des Flurs.

Damona und Mike hatten nach den hinter ihnen liegenden Kämpfen gegen die Dämonen beschlossen, sich eine Penthouse-Wohnung in der Nähe der King-Zentrale in der Kings Road zuzulegen. Es sah gut aus. Man mußte abwarten, Romano Tozzi leitete das ganze Unternehmen Umzugineigenevier-Wände, und bei ihm war das in guten Händen. Damona und Mike brauchten dann nur noch auszuwählen.

»Du kannst uns dann ja beim Tapezieren helfen«, meinte Damona.

»Mach' ich. Ist doch Ehrensache.« Murray nickte ernsthaft. Er hatte sich wieder beruhigt. »Vorausgesetzt, wir kommen dazu. Schließlich haben wir es mit Gesellen zu tun, die sehen es gar nicht gerne, wenn wir unserer Ruhe frönen, um das mal so zu sagen.«

»Jetzt fängt der wieder damit an!« brauste Mike Hunter auf. »Ben, ich will nichts von Dämonen hören, klar. Die Typen hängen mir zum Hals heraus. Immer nur dieses verdammte eine Thema. Dämonen hier, die Großmutter von Gevatter Teufel dort. Mir reicht's. Ich habe einen Frust, kann ich euch sagen… Manchmal wünsch' ich mir, ich wäre bei der Transworld Insurance Versicherungsagent geblieben. Da hatte man wenigstens ein oder zwei Stunden im Jahr Zeit, an sich selber zu denken.« Beinahe trotzig verschränkte er die Arme vor der Brust und schmollte.

Natürlich war das gespielt.

Aber Damona war so ehrlich, sich einzugestehen, daß Mike im Grunde völlig recht hatte. Bei ihnen drehte sich wirklich alles nur um Dämonen. Jedenfalls ziemlich häufig. Und daß darüber einiges andere – ebenfalls wichtige – vernachlässigt wurde, war ja klar. Wie viele Freunde – wirkliche Freunde – hatten sie schon? Ben Murray, Ralf Kressmann und Shirley Forster, die sie bei dem Kampf gegen den Giftmüll-Teufel[3] kennengelernt hatten, dazu – in Wien – Renate Kitzmüller und Joseph Heidenreich. Sie konnten sie an den Fingern einer Hand abzählen.

Jede normale menschliche Beziehung mußte bei dem Leben, das sie führten, zwangsläufig auf der Strecke bleiben. Wie lange hatten sie Ralf und seine Adoptiv-Tochter Shirley schon nicht mehr gesehen? Und Renate und Joseph?

»Wenn das mit dem Videorecorder geklappt hätte, dann hätten wir uns den Film ansehen können«, murmelte Ben Murray.

Mike kippte seinen Scotch hinunter.

»Wir können die brenzligen Themen auch nicht einfach ignorieren. Verdrängen hat noch nie geholfen.« Damona sagte das sehr leise, aber bestimmt.

»Stimmt ja, aber wenigstens manchmal…« Mike schüttelte den Kopf. »Du weißt doch, daß wir jeden Augenblick wieder bis zum Hals in der Misere stecken können.«

Murray hieb in die andere Kerbe. »Gerade deshalb. Noch ist Bastarda nicht tot. Und auch die Blutgötter leben noch. Sie sind nicht mehr so mächtig, okay, aber sie sind nach wie vor auf der Erde… Wir müssen uns schon unsere Gedanken machen. Verdrängung wäre da wirklich besserer Selbstmord.« Er strich sich übers Gesicht.

»Auch wenn's nervtötend ist, immer wieder über seine Freunde aus dem Schattenreich zu palavern. Wir müssen vorbereitet sein. Jede Sekunde.«

»Gut, gut, ihr habt mich überrollt. Ich weiß auch, daß ihr recht habt, aber der Abend heute…« Er zuckte die Schultern. »Man konnte den ganzen Shit für eine Weile vergessen. Gut! Damit müssen wir wohl zufrieden sein. Knobeln wir also einen Offensivplan aus. Wir müssen die Blutgötter aufspüren. Wo könnten sie sich versteckt halten? In ihren Bluttümpeln jedenfalls nicht mehr. Also? – Und Bastarda?«

Damona gab Mike einen harten Knuff in die Rippengegend. »Jetzt übertreibst du, Mike. Du weißt genausogut wie wir, daß wir sie nicht einfach aufspüren können. Sie sind jetzt normale Menschen. Sie können überall sein – und nirgends. Erst, wenn wir eine brauchbare Spur haben…«

»Also wieder abwarten und Däumchen drehen, bis sie anfangen. Mist-Spiel!«

Seine Empörung kam aus derart tiefster Seele, daß Damona und Ben

unwillkürlich anfingen, zu lachen. Mike hatte die Stimmung wieder einmal gerettet. Alle wurden wieder lockerer, die Unterhaltung verlagerte sich wieder auf die Penthouse-Wohnung, die Damona und Mike suchten, später auf Thomas Warner, der auf Kings Castle eine Heimat und zuverlässige Pflege gefunden hatte. Der junge Mann war kein normaler Mensch – geistig zurückgeblieben oder schizophren, würden ihn die Ärzte nennen. Damona und Mike und auch Ben wußten, daß das so nicht stimmte. Thomas war ein Seher, er sah Szenen aus Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft; er war ein Orakel, geheimnisvoll und irgendwie unnahbar. Er war ihr Freund, und doch war er mehr als das. Ein Bruder, ein hilfloses Wesen, das zu ihnen gehörte.

Mitternacht war längst vorbei, und die drei Freunde waren jetzt wirklich wieder bei Themen, die nicht um das Dämonenreich kreisten. Sie lachten viel, manchmal konnte man einen leicht nervösen Unterton heraushören, aber niemand griff ihn auf. Sie wollten an diesem Abend fröhlich sein, ausgelassen, sie wollten feiern, denn sie hatten allen Grund dazu.

Aber es war ihnen nicht vergönnt.

Sie waren nicht dazu auserwählt, ein *normales* Leben zu führen.

Mike würde es auch noch einsehen.

Das dachte Damona King in dem Augenblick, in dem Ben Murrays Telefon klingelte. Und sie wußte instinktiv: Irgendwo war etwas passiert…

***

Damona King sollte sich nicht täuschen.

Ben atmete tief durch und schlurfte in den Flur hinaus, wo es eine kleine Garderobe gab und daneben das Wand-Telefon. Der Inspektor nahm ab. Damona hörte, wie er sich knapp meldete, dann nichts mehr, weil Ben zuhörte; schließlich sagte er: »Verdammt! Ja. Ich komme. Zehn Minuten. Adresse hab' ich notiert.«

Mike Hunter stand auf. »Wer rastet, der rostet und baut ab. Auf geht's, Mädel. Es geht wieder los.« Sein Sarkasmus war beißend.

Ben warf sich bereits den Mantel über die Schultern, die Halfter hielt er in der linken Hand. »Ihr könnt gerne hierbleiben, wenn ihr wollt.«

»Ohne dich? Pah, wenn unser bestes Stück loszieht, Verbrecher zu jagen…«

Murray ging nicht darauf ein. »Eine Taxifahrerin ist überfallen worden. Sie konnte in das Haus, in dem sie wohnt, flüchten. Irgendwie hat es der Kerl geschafft, ebenfalls hineinzukommen.«

Sie standen bereits im Lift, der sie in die Tiefgarage hinunterbrachte, als Murray das erzählte.

»Und?« fragten Damona und Mike gleichzeitig.

»Jetzt ist der Bursche tot.«

»Nicht die Taxifahrerin?« Mike sah Murray direkt an.

»Nein, die nicht, Gott sei Dank. Die redet nur andauernd von einem Monster, das sie umbringen wollte.«

»Von einem Monster!«

»Hast du was mit den Ohren, verflixt? Ja, von einem Monster. Und sie scheint da noch nicht einmal zu fantasieren, denn die Haustür besteht aus dickem Eichenholz und ist regelrecht aufgefetzt worden, als wäre sie nur aus billigem Reispapier.«

»Und das sagst du uns erst jetzt! Ben, dir ist doch hoffentlich klar… Verdammt, du hast ein Gemüt wie ein Fleischerhund! Typisch britische Ruhe! Deine Nerven …«

Ben zuckte nur die Schultern, er war wirklich nicht aus der Ruhe zu bringen, ganz im Gegensatz zu vorhin, als er mit den Tücken des Videorecorders zu kämpfen hatte. Er schloß die Tür seines unscheinbaren schwarzen Polizei-Morris auf. »Ich wußte, daß ihr euer bestes Stück nicht allein losziehen laßt, um diesen Fall zu knacken. Weshalb also viel Wind machen? Und jetzt glaubst du Damona und mir wohl endlich, daß uns die Dämonenbrut nicht so einfach unsere Ruhe läßt.«

Mike verdrehte die Augen.

Das hatte er jetzt davon.

Wenig später brausten sie mit Ben Murray durch das nächtliche London. Murray fuhr mit Blaulicht, jedoch ohne Sirene, die Straßen waren frei, er wollte die braven Bürger, die jetzt in ihren warmen Betten lagen, nicht aufschrecken. Da die Heizung nicht funktionierte, wurde es eine verdammt ungemütliche Fahrt. Ben lief die Nase, andauernd mußte er sich schneuzen. Damona und Mike froren zwar auch, waren aber auch wieder hellwach geworden.

Sie fegten die Victoria Street hinunter, kamen an der düster aufragenden Westminster Cathedral vorbei. Es schneite leicht. Die Wischblätter kratzten die Flocken von der Windschutzscheibe. Die Gehsteige waren leicht weiß, die Straße auch. Vielleicht blieb der Schnee diesmal liegen. Bisher jedenfalls war der Winter noch nichts Besonderes gewesen, nur Schneematsch, Dreck, dann wieder Regen und wieder Dreck. Andererseits, in London würde die weiße Pracht sowieso nicht liegenbleiben, dafür sorgten schon die zahllosen Räumkommandos und Autos.

Ben hüllte sich in Schweigen. Er fuhr schnell, und das konnte bei der weißen Schicht auf der Straße gefährlich sein.

Zwei Straßen vor der Westminster Abbey bog Murray nach rechts ab in eine kleinere Straße, die durch den Stadtteil Westminster nach Pimlico hinüberführt; Richtung Themse.

In Rekordzeit hatten sie den Tatort erreicht, die Attendash Road.

Murray war auf dem letzten Teil der Fahrt noch mit ein paar Einzelheiten herausgerückt. Daß der Kerl, der die Taxifahrerin verfolgt hatte, zu Tode gestürzt war – auf einem Zaun aufgespießt –, daß er mit normalen Kugeln nicht aufzuhalten gewesen war. Mehr wußte er selbst nicht. Der Beamte vom Dienst, der ihn von der Yard-Zentrale aus angerufen hatte, hatte sich kurz gefaßt.

Als die drei Freunde aus dem Morris stiegen, schneite es stärker.

Die weißen Flocken tupften auf die Fensterscheibe. Gespenstisch wirkte das blaue Drehlicht, das über den feuchten Asphalt sowie die Hauswände wischte. Eine Gaffermenge gab es diesmal nicht, eigentlich fast ein Wunder.

Ein Dienstwagen sowie der Notarztwagen standen bereits vor dem Haus, in dem sich die Tragödie abgespielt haben mußte.

Bei genauerem Hinsehen bemerkte Damona King jetzt doch ein paar Neugierige – sie hingen an den Fenstern der umliegenden Häuser. Für einen Nachtspaziergang zu ihnen herunter war ihnen die Nacht offenbar zu kalt und ungemütlich.

Ein junger, blasser Polizeibeamter mit militärisch kurzem Haar und übergroßen Elefantenohren kam ihnen entgegen. »Guten Morgen, Sir!« grüßte er schneidig. »Der verhinderte Killer liegt dort drüben. Wollen Sie ihn sich ansehen? Kein schöner Anblick.«

Murray brummte etwas, stopfte die Hände in die Manteltaschen und folgte dem jungen Polizisten zum Notarztwagen hinüber.

»Mein Kollege, Jerry Vanner, ist bei der Taxifahrerin. Sie hat sich beruhigt, Sir. Ein Gemüt wie ein Fleischerhund, wenn Sie mich fragen.«

»Was soll das heißen?«

»Nun, Sir, nachdem, was die Lady erlebt hat, müßte sie doch ziemlich fertig sein, nicht wahr? Dieser Bursche… Sie müssen ihn erst einmal gesehen haben, dann verstehen Sie, was ich meine. Der sieht wirklich verdammt eigenartig aus …«

Sie erreichten den großen Kastenwagen. »Der Arzt?« fragte Murray.

»Auch oben, bei Miß McIntire. Hat ihr eine Spritze gegeben.«

»Ah!«

Damona und Mike blieben passiv; sie folgten Murray und seinem Kollegen. Bevor dieser die Zinkwanne mit dem Leichnam öffnete, schien er sich an sie zu erinnern und stellte sie kurz vor. Der junge Polizist grüßte freundlich und nannte auch seinen Namen: Er hieß Jack DeNiro.

Murray war bereits wieder anderweitig beschäftigt. Er hob den Deckel der Zinkwanne an – und zuckte leicht zurück.

Damona trat zu ihm hin und sah die Kreatur ebenfalls.

Die Taxifahrerin hatte nicht übertrieben. Es war wirklich ein Monster.

Die Wolfszüge waren unverkennbar. Das Gesicht war eine verschobene, verdrehte, bizarre Masse, auf der einen Seite mehr menschlich, auf der anderen Seite völlig tierisch: eine vorgewölbte Schnauze, gefährliche Reißzähne, jetzt vom eigenen Blut benetzt.

Der Körper war mit einem struppigen Fell überzogen, wobei auch eine Seite stärker wölfisch ausgeprägt war wie die andere.

Die rostigen Zaunspitzen hatten den monströsen Körper buchstäblich durchbohrt. Aber noch im Tod wirkte der Wolfsmann gefährlich und aggressiv.

»Hat er irgendwelche Papiere bei sich getragen?«

»Keine, Sir.«

»Okay, dann bringen Sie uns jetzt zu Miß McIntire.« Bens Stimme klang rauh. Der Anblick des halb verwandelten Werwolfs war ihm wie eine eiskalte Säure bis auf die Knochen durchgegangen. Sein Gesicht war bleich.

Auch Damona und Mike hatten bei diesem Anblick ein paarmal schlucken müssen, und sie waren schon einiges gewöhnt. Mike räusperte sich, sagte aber nichts. Niemand sagte etwas. Worte waren überflüssig. Es ging wieder los. Er hatte es kommen sehen – sie alle hatten es kommen sehen, und doch hatte jeder von ihnen insgeheim gehofft, daß es nicht so war. Daß nach dem großen Schlag gegen die Blutgötter und Bastarda endlich eine Weile Ruhe herrschte.

Sie gingen mit Jack DeNiro ins Haus, nachdem dieser die Hecktüren des Notarztwagens wieder geschlossen hatte.

Aber sie hatten etwas übersehen. Einen Schatten, der ein paar Yards entfernt in der dunklen Gasse auftauchte, in der Laurinda McIntire die Bestie gestört hatte. Als der Schatten die vier Personen von dem Kastenwagen weggehen sah, stieß er ein zufriedenes Kichern aus. Er war noch rechtzeitig genug gekommen. Er wartete ein paar Herzschläge lang, dann setzte er sich wieder in Bewegung, um eine teuflische Arbeit zu verrichten…

***

Raymond Myers hatte einen Druck im Schädel, der ihm fast den Verstand raubte.

Er kochte innerlich. Er hatte eine Wut, daß er am liebsten einen Stein genommen und irgendeine x-beliebige Fensterscheibe eingeworfen hätte. Aber das würde auch nur eine vorübergehende Zufriedenheit bringen.

Raymond Myers irrte durch die einsamen Straßen und Gassen Pimlicos. Vorhin, als er nach dem Streit mit Bea die Wohnung verlassen hatte, da hatte er gehofft, daß ihm die Kälte der Nacht guttun würde.

Er brauchte nichts so sehr als einen klaren Kopf. Er war entschlossen,

sich von seiner Frau Bea zu trennen. Scheidung! Ja, diesmal würde er es wahr machen. Er hatte genug von diesem Drachen in Menschengestalt!

Myers schwitzte und wischte sich mit dem Handrücken die schmierige Nässe von der Stirn. Der Wind pfiff kalt durch die Gasse, die er entlanglief. Diese Nacht war schlimm. Eine Dunkelheit herrschte, die auch den kleinsten Lichtschimmer aufzusaugen schien, sobald er nur aufglühte. Kein Stern war am Nachthimmel zu sehen, der von tief hängenden, massigen Wolken übersät war. In der Gasse gab es keine Laternen, und auch die Fenster waren alle dunkel. Raymond Myers bereute jetzt fast, einfach gegangen zu sein. Er hätte Bea aus der Wohnung werfen sollen. Mochte sie doch sehen, wo sie blieb.

»Ich Idiot!« knirschte Myers. Er fror. In seiner Wut hatte er nicht daran gedacht, sich etwas überzuziehen. So trug er nur Hose, Hemd und einen weißen Pullover, den Bea ihm einmal geschenkt hatte, als sie sich noch besser verstanden hatten.

»Eine Ewigkeit!« brummte er. »Eine Ewigkeit ist das her… Lieber Gott, warum gibt es solche Frauen?« Es hörte sich verdammt vorwurfsvoll an.

Daran, daß er auch eine Menge Schuld am miesen Zustand seiner Ehe hatte, dachte er nicht. Er verdiente das Geld, er schuftete wie ein Pferd, deshalb beanspruchte er für sich auch gewisse Vorrechte. Beispielsweise trank er ganz gern einen über den Durst. Anders ließ sich diese Schufterei doch nicht aushalten. Und dann waren da noch seine Stammtisch-Brüder. Manchmal waren ihm die wichtiger als seine Frau.

Bea war jung, hübsch wie ein Engel – aber viel zu resolut. Sie steckte nicht nur ein, sie teilte auch aus. Am Anfang hatte Raymond Myers das gemocht.

Jetzt war es ihm lästig.

Er war ein Mann in den besten Jahren, vor einer Woche 38 geworden, mittelgroß, schlank, sein Gesicht war vom vielen Trinken allerdings schon aufgedunsen, unter den Augen hingen dicke Tränensäcke, die ihn älter aussehen ließen.

Ansonsten aber war er ein Allerweltstyp, unauffällig, selbst wenn er allein auf einem Podest in der Speaker’s Corner des Hyde Park eine Rede geschwungen hätte, hätte man ihn wahrscheinlich nicht beachtet.

Die Wut aber machte ihn stark. Er hastete die Gasse entlang, weil er endlich wieder in eine hellere Gegend kommen wollte. Es begann zu schneien. In einem verwirrenden Tanz schwebten die Flocken herunter. Die Kälte kroch in Myers Glieder, seine Wut verrauchte.

Jetzt bedauerte er sich nur noch.

Und er hatte plötzlich einen irrsinnigen Durst.

Die grellrote Leuchtreklame sah er ein paar Minuten später vor sich in der Dunkelheit auftauchen. Sie blinkte auf, ab, auf, ab –SHOCKING PALACE. Eine Verheißung in der kalten Nacht. Ringsum herrschte Stille, Nebelfinger krochen dicht über den Boden. Die Häuserfassaden waren grauschwarz, trist. Hinter keinem Fenster brannte Licht.

Nur dieser Nachtclub schien noch geöffnet zu haben.

Ungewöhnlich, fand Myers, aber es kam ihm gerade recht. Er brauchte jetzt nichts so sehr wie ein paar tiefe Schlucke. Dann war er wieder ein Mensch. Dann würde er heimgehen und mit Bea abrechnen.

Raymond Myers rannte über die Straße. Das rote Licht schlug in sein Gesicht, übertünchte es. Seine Augen spiegelten die Farbe wider. Rot. Grelles Rot. – Blutiges Rot.

Myers kam sich vor wie ein Verdurstender. Schneller! Er stieß die Eingangstür auf, stürzte in die Halle hinein. Von außen hatte der Nachtclub nach nichts Besonderem ausgesehen, der Name SHOCKING PALACE wirkte reißerisch und großkotzig. Aber hier würde er wenigstens seinen Durst stillen können.

In der Garderobe stand eine hübsche Blondine, kaum zwanzig, auf Miß-World-Niveau aufgetakelt, die Blondhaare tupiert; die Kleidung des Girls war dafür um so spärlicher gehalten. Myers konnte die kleinen festen Brüste durch den dünnen Stoff hindurch sehen.

Er leckte sich über die Lippen. »Hi!« grüßte er zu dem Girl hinüber.

»Hi!« kam die Antwort zurück. »Willkommen in unserem Palast, Sir. Es wird Ihnen gefallen, da bin ich sicher.«

Myers verlangsamte. »Das tut es jetzt schon, Miß.« Seine Blicke tasteten sich förmlich ab. Sie errötete und schlug den Blick nieder.

»Gehen Sie nur weiter, Sir. Drinnen läuft ein besseres Programm, als ich es Ihnen bieten könnte.«

»Davon bin ich noch nicht überzeugt, Miß.«

Aber Myers ging jetzt doch weiter. Seine Kehle brannte. Manchmal wischten blutrote Schatten vor seinem inneren Auge vorbei.

Raymond Myers zitterte noch immer vor Kälte. Beiläufig wunderte er sich auch, daß er so einfach in den Nachtclub hineingekommen war. Normalerweise hielten solcherlei Etablissements recht viel auf ein ausgesuchtes Publikum. Burschen wie er, die abgerissen und dazuhin bei diesem Mistwetter ohne Mantel und Krawatte daherkamen, hatten keine Chance. Und hier wurde er empfangen wie Prinz Charles persönlich…

Komisch, aber ihm sollte es recht sein.

Er brachte die Drehtür hinter sich und stand in einem großen Raum, der in intimes rötliches Licht getaucht war. Der Raum war halbrund, an der Stirnseite gab es eine Bühne, und dort lief die Show.

Der Nachtclub war gut besucht. Fast jeder Tisch war besetzt. Nur ganz vorn, unmittelbar vor der in helleres, ebenfalls rotes Licht getauchten Bühne, waren noch ein paar Plätze frei.

Myers fühlte sich schwindelig. Er torkelte nach vorn. Die Gäste gafften, denn auf der Bühne zog sich eine Lady gekonnt aus.

Sie wandte dem Publikum den Rücken zu. Ihr ganzer Körper war in Bewegung und wiegte sich zu einer leisen, aber eingängigen, äußerst rhythmischen Musik.

Myers blieb stehen und sah zu. Der Zauber, der von dem halbnackten Girl ausging, packte ihn. Er hielt unwillkürlich den Atem an. Er glaubte, das Atmen und – ja, und sogar den Herzschlag der anderen Gäste hören zu können, so still war es. Spannung knisterte.

Das Girl zog jetzt seine Bluse aus, schlenkerte sie ein paarmal – und schleuderte sie dann ins Publikum, was mit einem raunenden

»Oh!« quittiert wurde.

Jetzt trug die schwarzhaarige Kleine nur noch einen schmalen weißen Slip, Strapse und schwarze Nylons, die die endlos langen, wohlgeformten Beine verhüllten. Sie war eine Augenweide. Myers starrte sie an. Sein Blick wanderte von unten nach oben. Die langen Beine, die jetzt im Takt der Musik steppten. Der wohlgeformte, pralle Hintern, über den sich der weiße, spitzenbesetzte Stoff spannte. Die Rückenpartie. Die goldfarbene, schimmernde Haut, die jetzt in rotes Licht getaucht war. Die Muskeln. Bei jeder Bewegung des Girls spielten sie unter der samtigen Haut.

Die langen schwarzen Haare, die weit über den Rücken fielen.

Raymond Myers war verzaubert. Er wußte – er würde diese Frau nie wieder vergessen können. Er mußte sie haben! Noch heute!

Die Musik wurde schneller. Aufpeitschender. Eindringlicher. Für Myers existierte nur noch diese Musik und – die Stripperin.

Jetzt wirbelte sie herum. Eine blitzschnelle Bewegung. Die schwarzen Haarsträhnen flogen, versteckten ihr Gesicht. Myers keuchte.

Die anderen Gäste klatschten. Sekundenlang sah Myers die vollen Brüste, die hellere Haut, dann wandte ihm die Schwarzhaarige wieder den Rücken zu. Ihr Hinterteil wiegte sich mit der geschmeidigen Grazie einer Schlange. Die Hände – mit langen feingliedrigen Fingern – strichen an den Körperseiten herunter. Myers glaubte, das sanfte Schaben hören zu können, das sie verursachten.

Sie nestelte an den Nylons herum, löste die Strumpfhalter.

Die Musik verstummte, setzte wieder ein. Das Licht wurde schwächer. Düsteres Rot. Rot, in das Schwarz einsickerte, das Rot überlagerte.

Das Girl hielt plötzlich einen weißen Schleier in der Hand. Myers hätte nicht sagen können, woher sie ihn genommen hatte. Der Schleier umwirbelte die Schwarzhaarige. Die Musik wurde von dumpfen,

schnellen Trommelschlägen untermalt. Ein monotoner Singsang wurde laut. Die Gäste klatschten wieder. Der Schleier flog.

Die Schwarzhaarige wirbelte um ihre eigene Achse. Kein einziges Mal war ihr Gesicht zu sehen. Schwarze Haarsträhnen. Nackte Brüste. Helle Haut. Rote Haut. Musik.

Etwas ging mit Raymond Myers vor. Seine Haltung verkrampfte sich. Wie ein Geier hatte er den Schädel mit dem spärlichen Haarkranz vorgereckt, um nur ja nichts zu versäumen.

Die Nylons flogen durch die Luft. Wie die Schwarzhaarige sie hatte ausziehen können, wo sie doch ununterbrochen um sich selbst wirbelte und den Schleier schwang – er kapierte es nicht. Zauberei!

Der Gedanke tauchte wie ein Blitz in seinen Gedanken auf und verging genauso schnell wieder.

Komprimierte Spannung!

Einige Gäste scharrten mit den Füßen über den Boden. Verlagerten ihr Gewicht. Ließen hier und da eine leise, geflüsterte Bemerkung fallen.

Myers nahm alles nur wie aus weiter Ferne wahr.

Seine Augen wirkten unnatürlich vergrößert, glasig, stumpf.

Lola! Sie heißt Lola! raunte eine boshafte Stimme in seinem Schädel.

Und Lola tanzte. Aufreizend. Provozierend. Hemmungslos. Sie ging auf die Knie nieder. Der Schleier verwandelte sich in blutroten Nebel, faserte auseinander – und war wieder feste Materie, ein Tuch, schwarz wie die Nacht. Die Trommelschläge wurden härter.

Fordernder.

Lola sank nach hinten, krachte auf den Bretterboden der Bühne, wälzte sich schlangengleich herum, hielt plötzlich ihren Slip in beiden Händen, stieß einen triumphierenden Schrei aus. Gleichzeitig ruckte sie ihren Kopf hoch. Die schwarze Haarflut wischte aus ihrem Gesicht, in den Nacken.

Raymond Myers brüllte los, als hätte ihn ein Pferd getreten.

Es war Bea!

Beas Gesicht! Er täuschte sich nicht, er sah es ganz deutlich… Seine Frau rekelte sich dort nackt auf der Bühne …

Geschmeidig federte sie hoch. Der schwarze Schleier wirbelte, verwischte die milchweißen, zarten, fraulichen Konturen ihres Körpers, die Menge brüllte und klatschte. Pfiffe wurden laut. Zigarettenrauch hing schwer wie Nebel in der Luft.

Myers starrte auf seine Frau.

Wie kam sie hierher?

Der schwarze Schleier wischte über ihr Gesicht, verhüllte es kurz, machte es zu einer gespenstischen Fratze… Das rote Licht wurde schwächer, erlosch jetzt langsam.

Dann riß Bea den schwarzen Schleier weg. Raymond Myers spürte,

daß sie ihn ansah. Nur ihn. Sie hatte nur für ihn getanzt. Dieses – dieses Luder!

Er wollte nach vorn stürmen, auf die Bühne, sie herunterreißen, ohrfeigen – umbringen.

Da sah er, daß sich das Gesicht seiner Frau verwandelte!

Es zerfloß!

Und wurde zu einer Skelett-Fratze!

Raymond Myers kreischte voller Entsetzen los…

***

Sie redete sich die Angst, die sich noch immer hartnäckig in ihr festgekrallt hielt, buchstäblich von der Seele. Wie ein Buch. Und da sie eine rustikale Lady war – sie war einen ganzen Kopf größer als Mike und doppelt so breit wie er; selbst Murray kam sich vor ihr wie ein Zwerg Nase vor – konnte man sie nicht einfach nicht mehr beachten.

Damona King hätte Laurinda McIntire auf den ersten Blick jederzeit für eine weibliche Sumo-Ringerin gehalten. Mit den Schultern und den Händen… Waugh!

Wie sie es geschafft hatte, in einem Wettlauf gegen einen schnellen Werwolf zu gewinnen und als erste das Haus zu erreichen – wie sie nun schon zum zweitenmal berichtete –, das war und blieb Damona ein Rätsel. Auch Ben Murray hörte nur noch mit halbem Ohr hin.

Die Aussage Laurinda McIntires gab nicht viel her. Sie war buchstäblich über einen Werwolf gestolpert, der mitten in der Metamorphose gewesen war. Die Bestie hatte versucht, sie zu töten.

Warum, das war logisch. Kein Dämon würde einen menschlichen Zeugen am Leben lassen.

Die beiden jungen Polizisten waren schon vor ein paar Minuten mit den beiden Ärzten hinuntergegangen. Murray hatte das angeordnet, denn es gefiel ihm nicht, wenn der Kastenwagen mit der Leiche unbewacht vor dem Haus stand.

»Gut, Miß – äh – McIntire, das wär's dann. Ich hab' mir alles notiert. Halten Sie sich zu unserer Verfügung, okay?«

»Sie glauben mir nicht, Inspektor, ich seh's ihrer Nasenspitze an! Verdammt – haben Sie unten ein Monster in ihrer Zinkwanne oder nicht?« Laurinda McIntire sprang auf, stemmte die fleischigen Hände in die nicht minder fleischigen Hüften und funkelte den Inspektor an.

»Doch. Natürlich glaube ich Ihnen, aber…«

»Lassen Sie die Gasse durchsuchen, wo ich auf dieses Monster gestoßen bin. Vielleicht…«

»Das wird gemacht, Miß. Verflixt, lassen Sie mich meine Arbeit tun, ich verspreche Ihnen, nichts wird unter den Teppich gekehrt!«

»Das glaube ich Ihnen sogar. Ihnen – ja. Aber… Sie müssen auch mich verstehen. Dieses Wesen wollte mir ans Leder. Es war gegen

Kugeln gefeit. Ich hab ein paarmal geschossen. Nichts. Ich – ich fühle mich bedroht.«

So wie sie das sagte, hörte es sich sogar überzeugend an. Obwohl sie ein Baum von einem Weib war. Eine richtige Amazone. Zwar dick, aber nicht häßlich. Das breite Gesicht hatte sogar einen ganz eigenen Charme: Dazu die lockigen Haare.

Damona mochte die Lady.

Murray drängelte Richtung Tür. »Sie hören wieder von mir«, versprach er noch einmal. Dann schüttelte er der Taxifahrerin die Hand. »Haben Sie Vertrauen, Miß. Wir kümmern uns um die Sache. Und der Kerl ist tot. Vor dem brauchen Sie keine Angst mehr zu haben.« Richtig väterlich sagte er das.

»Okay.« Laurinda McIntire schniefte. Sie begleitete sie zur Tür. Ein paar Nachbarn standen draußen. Auch der Herr im langen Nachthemd, den sie vorhin niedergewalzt hatte, als sie sich vor den Fängen des Wolfsmanns in Sicherheit gebracht hatte. Er äugte sie mißtrauisch an.

»Was haltet ihr von der Sache?« fragte Murray, als sie über die Treppe nach unten gingen.

»Kann ein Zufall gewesen sein.«

Damona schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht, Mike. Werwölfe verwandeln sich in Vollmondnächten. Soviel ich weiß ist heute keine Vollmondnacht.«

»Au verdammt!«

»Besser, wir schauen uns in der Gasse wirklich einmal um.«

»Ich hab' ein böses Gefühl«, brummte Murray und zog seinen Mantelkragen hoch. Sie traten in die Nacht hinaus. »Alles klar, Sir?« erkundigte sich Jerry Vanner. »Können wir abdampfen?«

»Haben Sie Bilder von dem Korridor oben gemacht? Und von dem Fenster? Und vom Zaun, auf den der Wolfmann gefallen ist?«

»Ja, Sir. Alles im Kasten.«

»Dann können Sie abdampfen. Morgen will ich Ihren Bericht haben.«

»Aber Miß McIntire…«

»Ich weiß, Sie hat mir alles gesagt, aber ich will von Ihnen wissen, wie Sie dieses Monster aufgefunden haben.« Murray machte eine Pause, dann fragte er, wobei er sich dem Polizisten zuwandte: »Sie haben es doch vom Zaun heruntergeholt, oder?«

»Ja, Sir. Zusammen mit Jack DeNiro.« Er schlang sich seinen langen roten Schal um den Hals. »Aber wir haben auch Fotos gemacht, wie das Ding noch droben hängt. Wenn Sie das meinen.«

»Das meine ich.«

Damona blieb nicht bei Murray und Mike stehen. Sie hatte eine huschende Bewegung am Kastenwagen drüben gesehen, ganz kurz nur, aber sie glaubte nicht an eine Sinnestäuschung.

Die beiden Ärzte standen davor und rauchten Zigaretten. Die Glutpunkte leuchteten auf, wenn einer einen Zug tat. Sie unterhielten sich und warteten darauf, daß sie ebenfalls abziehen konnten.

Als sie Damona herankommen sahen, grüßten sie kurz. Damona erwiderte ihren Gruß und ging weiter. Sie versuchte, sich so unbefangen wie möglich zu verhalten. Wenn da jemand hinter dem Notarztwagen stand und sie vielleicht beobachtete, dann…

Ihr Denken setzte aus.

Ein leises, metallisches Schlagen war zu hören.

Damona spurtete los. Die beiden Ärzte kreiselten herum. Sie hatten das Geräusch ebenfalls gehört.

Damona stürmte an ihnen vorbei. Ihre Rechte hatte bereits die Luger aus der Schulterhalfter gezaubert.

Sie bremste ab, schlitterte um das hohe Heck des Notarztwagens herum. Das Blaulicht warf zuckende Violettschatten.

Die Hecktüren standen offen.

Der Wind mußte sie bewegt haben. Sie waren zusammengekommen; das hatte das Geräusch verursacht.

Damona hörte die schnellen Schritte, die sich entfernten. Wie von der Natter gebissen, fuhr sie herum. Die Luger machte die Bewegung mit. Im schwachen Licht einer weit entfernten Laterne machte Damona einen kleinen Schatten aus.

Ein Mann, klein, drahtig. Mehr konnte sie nicht erkennen.

Bevor sie sich einen Reim auf das Ganze machen konnte, wurde hinter ihr die Tür des Notarztwagens aufgedroschen! Von innen!

Die Türflügel knallten gegen den Lack.

Eine monströse Gestalt erschien in der Öffnung! Es war die Leiche aus dem Zinksarg!

***

In einem röchelnden Laut verging Raymond Myer’s Schrei!

Die Frau mit dem Knochengesicht kam auf ihn zu. Geschmeidig wie eine Katze war sie von der Bühne heruntergesprungen. Die Muskeln spielten unter der Haut, die jetzt kränklich und weiß wie vergorene Milch aussah.

Raymond Myers starrte auf die Fratze. Auf dieses scheußliche Knochengesicht. Die dunklen Augenhöhlen waren Höllenschlünde, in deren Tiefe es diabolisch glitzerte.

»Hilfe!« stieß Myers erstickt aus und wirbelte herum. Er wollte davonlaufen, was ihm aber nicht gelang, denn die Frau mit der Skelett-Fratze hatte ihn bereits erreicht.

Myers wimmerte. Schluchzend brach er in die Knie. Er war außer sich, völlig von Sinnen. Das Grauen hatte ihn angesprungen wie ein wildes Tier, es wühlte in seinem Verstand und zerfetzte seinen Mut.

»Ich will dir nichts tun, Raymond!«

Sanft war die Stimme, die aus dem Knochenmaul wehte wie ein Wind aus dem Jenseits. Myers starrte auf die Kiefer, die sich bewegten, obwohl es keine Sehnen und keine Muskeln gab, die dies hätten bewerkstelligen können.

»Ganz ruhig! Du brauchst dich nicht zu fürchten. Nicht vor mir.«

Wie besänftigend die Stimme war.

Raymond Myers beruhigte sich auch tatsächlich. Die weiche, zarte Hand der Frau, die ihn berührte, bewirkte das.

Noch immer starrte er aus aufgerissenen Augen in das knöcherne Gesicht. Aber – war es *wirklich* ein Knochengesicht? Bildete er es sich nicht nur ein?

Er sah plötzlich die vage Andeutung sinnlicher, kirschroter Lippen, die zum Küssen einluden, ein Lächeln, dunkle Augen, die ihn amüsiert musterten.

»Komm, trink. Schnell. Denk nicht nach. Du mußt das hier trinken, es ist wichtig…«

»Warum?« preßte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch. Sein ganzer Körper fühlte sich wie ein Eisblock an. Gleichzeitig aber war da auch das Verlangen.

Die Gier, diese Schönheit von einer Frau zu besitzen! Ganz! Das schöne Frauenantlitz verschwamm, flimmerte, der weißgelbe Knochen war wieder deutlicher zu sehen.

Myers zitterte.

»Warum?« keuchte er noch einmal.

Die nackte Frau kniete neben ihm und hielt ihm einen goldenen Kelch hin. Das Gefäß war mit einem dunkelgrünen, schleimigen Brei gefüllt. Dämpfe stiegen auf, verzweigten sich in der Luft, wirbelten, drehten sich, zerflossen.

Und über allem schwebte dieses grausame Knochengesicht.

»Es ist der Trank, der dich zu einem der unseren macht. Wir brauchen Männer wie dich. Männer, die stark sind und leidenschaftlich. Die in der Lage sind, voller Inbrunst zu hassen! Trink und werde zu meinem Gemahl!«

Verführerisch lockte ihre Stimme.

Myer's rechte Hand erhob sich. Die Finger zitterten. Sein ganzer Körper wurde wie von einem Fieberanfall geschüttelt. Er war im Bann dieser Unheimlichen.

Die Gäste! durchzuckte es seinen vernebelten Verstand. Wo sind sie? Sie müssen doch sehen, was mit mir passiert! Was mit – mit Lola passiert ist!

Aber da war niemand.

Das rote Licht übergoß einen leeren saalähnlichen Raum, die weißen Teppiche, die Tische, die Stühle, die Bühne. Alles leer. Er war der

einzige lebende Mensch.

»Trink endlich!« stieß die Frau mit dem Knochengesicht hervor.

Unverhüllte Drohung lag jetzt in ihrer Stimme. »Trink, oder ich – ich kann für nichts mehr garantieren.«

Er nahm den Kelch. Er verschüttete einen Teil des zähflüssigen Breis. Dort, wo er auf dem Boden auftraf, bildeten sich grellrote Blasen, die mit häßlichen Lauten zerplatzten.

Langsam – ganz langsam – führte Raymond Myers den Kelch an seine Lippen. Der Duft des Tranks stieg ihm in die Nase. Ekel durchfuhr ihn. Es war ein süßlicher – ein intensiv süßlicher Verwesungsgestank, der ihn würgen ließ.

»Trink! Wenn du ihn nicht trinkst, muß ich dich töten. Dann wirst du mir deine Lebensenergie geben! Ich habe keine Wahl! Ich brauche Energie… viel Energie! Es ist so wichtig …«

Ihre Stimme verhallte in weite, neblige Fernen. Raymond Myers trank. Heiß und klebrig wie Leim rann ihm die grüne Brühe in den Mund. Krampfhaft schluckte und würgte er. Er hatte das Gefühl, seine Kehle würde von einer Säure zerfressen werden.

Plötzlich schien eine Axt in seinen Leib zu fahren, er fühlte sich wie zerrissen. Sein ganzer Körper brannte. Konvulsivisch zuckte er, bäumte sich auf, schrie… Ein fürchterlicher Schrei, der in irrsinnige Höhen hinaufgellte und wie abgeschnitten endete. Myers schluckte wieder.

Und riß den Kopf wieder zurück. »Du – du vergiftest mich!« kreischte er in Todesangst. Seine Stimme war hysterisch, brüchig, kaum zu verstehen. Er wollte den Kelch endgültig von sich schleudern, wollte sich hochstemmen, flüchten, aber sie war schneller. Ihr Knochenmaul klaffte auf. Die gelblichen, zum Teil abgebröckelten Zähne zeigten ein Horror-Grinsen, das ihn schier in den Wahnsinn trieb.

Ihre sanften Hände – keine Knochenhände, nein, sondern richtige Hände aus Fleisch und Blut! – hielten den Kelch in seinen Händen, machten seine Bewegung zunichte, noch bevor er sie richtig begonnen hatte.

»Nicht. Es ist kein Gift. Vertrau mir, Raymond Myers.«

Und er trank. Plötzlich fiel es ihm ganz leicht. Er sah wieder ihren verlockenden Mund. Er war ein Versprechen. Wenn er den Kelch leergetrunken hatte, würde ihn dieser Mund küssen.

Küssen…

Dieses eine Wort hallte durch seinen Verstand. Nebel wallte, und der Verwesungsgestank füllte ihn brennend heiß und schmierig und klebrig aus.

»Ja, so ist es gut«, murmelte die Frau zufrieden. Ihre Hände streichelten ihn. »Trink, und ich mache dich zu meinem Gemahl. Und zu meinem Diener und Jäger…«

Eine andere Stimme, dunkler und grollender, sagte: »Sanders ist gescheitert, Herrin…« Die Stimme wurde undeutlicher, schwankte, schien wie Kaugummi in die Länge gezogen zu werden. Myers konnte nur noch einzelne Fetzen verstehen: »… bei der Verfolgung des Wilds abgestürzt! Getötet … aber noch ist nichts verloren … Kyamal unterwegs … ihn überwacht, damit nichts schiefgeht …«

»Du weißt, wie wichtig es ist… brauche Lebensenergie … Leben und Tod …«

»Zweiter Versuch… Kyamal … zuverlässig …«

»Wir… nicht viel Zeit …«

In einem röhrenden, sich hebenden und senkenden Geräuschchaos vergingen die Stimmen. Myers wollte sich aufrichten und übergeben. Er hatte den Kelch leergetrunken. Kraftlos fiel die Hand, die ihn an die Lippen gehalten hatte, herunter. Ein Poltern. Goldene Reflexe. Der Kelch kullerte über den roten Boden.

Schatten.

Eine Frau mit einem Knochengesicht. Ein Mann. Wuchtig, breit, mit einer ölig glänzenden Glatze. Ein Hüne.

In der Knochenfratze gab es plötzlich wieder diese wunderschönen Lippen, weich, Wirklichkeit gewordene Sünde…

Und ein Kichern.

»Ich halte mein Versprechen, Myers. Ich mache dich zu meinem Gemahl…«

Die Lippen legten sich auf die seinen. Myers schloß die Augen und erwiderte den Kuß. Sein Denken war ausgeschaltet. In seinem Körper tobten Mächte, die er nicht begriff, niemals begreifen konnte.

Als sie sich von ihm löste, flüsterte sie: »Jetzt bist du mein. Mein dritter Jäger und Diener. Du wirst mir Lebensenergie bringen. Wie die anderen. Wie Sanders und Holdstock…«

»Ich – ich…« Myers Stimme verging in einem Lallen. Seine Lippen schienen wie weggeätzt worden zu sein. Sein Fleisch schien sich aufzulösen. Bleich wurde die Zunge. Sein Kopf pendelte haltlos hin und her. Er fühlte sich eigenartig. Sein Fleisch schien zu wuchern, seine Muskeln verknoteten sich, veränderten sich … Reißende, berstende Geräusche, als würden Knochen splittern … Er wuchs …

»Diesmal haben wir keine Zeit, stundenlang auf die Verwandlung zu warten. Es muß schnell gehen… Eine Roßkur …« Wieder hämisches Lachen. Schatten, die sich über ihm bewegten. Ein Stich in seine Armbeuge. Myers stöhnte. Vor seinen Augen verschwamm alles in blutigem Rot. Hitze strahlte von der Stichwunde aus. Etwas wurde ihm injiziert.

»Denk immer daran – jetzt gehörst du mir. Mir allein! Du bist mein Gemahl, mein Jäger, mein Diener. Du hast Blut getrunken! Mein Blut! – *Bastardas Blut!*«

***

Der Wolfsdämon sprang!

Der struppige, muskelbepackte Körper flog mit vorgestreckten Pranken durch die Luft, auf Damona King zu! Die Krallen waren zum tödlichen Schlag gegen sie gekrümmt.

In Damonas Innerem krampfte sich alles zusammen. So oft war ihr Leben in Gefahr gewesen, und so oft hatte sie immer richtig reagiert.

Doch dieses Mal versagten ihre Reflexe!

Wie vom Donner gerührt stand sie da, halb in der Drehung, die Blicke auf den heransausenden Schemen des Monstrums geheftet.

Mit einem wilden Aufjaulen krachte der Wolfsdämon gegen sie, bekam sie aber nicht zu fassen, sondern schleuderte Damona durch die Wucht seines Aufpralls förmlich von sich weg.

Das rettete ihr Leben.

Sie flog auf den Asphalt, spürte den Schlag, mit dem sie um ihre eigene Achse gerissen wurde, bis in alle Nervenenden, und hielt die Luger verbissen fest. Mike schrie etwas. Sie aber konnte jetzt nicht darauf achten. Sie stemmte sich hoch, und halb in der Hocke federte sie sich schon wieder ab, weil sie den Schatten heranschießen sah…

Der Werwolf hing noch in der Luft.

Diesmal war Damona schneller. Sie entkam aus seiner unmittelbaren Reichweite, rollte ab, atmete aus, wirbelte gleichzeitig herum und riß die Luger in den Combat-Anschlag hoch.

Der Wolf ruckte herum.

Grausam sah sie aus, diese Höllenkreatur, diese Mischung zwischen einem Menschen und einem Tier. Ein menschlicher Körper war es, wenigstens den grundlegenden Konturen nach. Aber das Gesicht, die Pranken, das Fell, das diesen Körper überzog, die Muskeln, die so gewaltig waren, daß sie die Kleidung gesprengt hatten – all das war wölfisch.

Ein grausames, grellgelbes Licht glühte in den Schlitzaugen auf, die unter wulstigen Höckern lagen.

Fast hätte sie ein zweites Mal zu lange gezögert. Der Wolf kam!

Damona zog den Stecher der Luger durch. Die Kugel jagte in den Wolfskörper.

Eine geweihte Silberkugel!

Die Wirkung war fürchterlich. Der Wolf stieß ein geiferndes Heulen aus, brach, wie von einer Riesenfaust getroffen, in die Knie.

Die Bestie aber wollte nicht aufgeben. Sie stemmte sich hoch. Die Höllenaugen suchten Damona King, die breitbeinig dastand, die Waffe noch immer erhoben, bereit, ein zweites Mal zu feuern, wenn das notwendig sein sollte.

Ein schwarzhaariger Racheengel!

Eine schlanke, schmale Frau, fast überirdisch schön mit dem aparten

Gesicht, den großen, grünen Augen, den hoch angesetzten Backenknochen und dem Mund, der jetzt vor lauter Anspannung verkniffen war.

Dieses Bild nahm die Wolfsbestie mit hinüber in das Reich der Schatten…

Philby Sanders war erlöst.

Damona King lief es eiskalt über den Rücken. Mit einem Ruck ließ sie die Luger sinken. Sie fühlte sich leer. Zugleich aber auch wie ein Stehaufweibchen. Wie oft schon hatte sie derart brenzlige Situationen buchstäblich in letzter Sekunde zu ihren Gunsten entschieden?

Trotzdem. Heute war sie fast einmal zu langsam gewesen…

Mike war im nächsten Augenblick da, dann Ben Murray, die beiden Polizisten Jack DeNiro und Jerry Vanner und auch die beiden Ärzte. Sie alle waren wie vom Donner gerührt. Das Grauen hatte seine Insignien in ihre Gesichter gemeißelt.

»Das gibt es doch nicht!« stöhnte Jerry Vanner. »Himmel, Jack, sag mir, daß ich träume.«

»Du träumst nicht.«

»Was sind Sie nur für eine Frau?« Der Polizist stieß diese Frage beinahe flehend hervor.

»Laßt sie in Ruhe«, fauchte Murray sie an. »Macht Fotos, sichert die Straße, aber laßt sie in Ruhe, klar!«

Mike stand vor ihr. »Alles okay?«

»Sieht so aus. Uff.« Damona atmete durch und steckte die Luger ein. Zu ihren Füßen fand die Rückverwandlung des Wolfsdämons statt. Es brodelte dort, wo die Silberkugel genau das Herz getroffen hatte. Die Bestie nahm wieder menschliche Gestalt an. Jack DeNiro knipste immer wieder. Die Blitzlichter erhellten die Gegend.

»Damona…«

Ben unterbrach sich, hustete. »Wie hast du ihn bemerkt?«

»Eine Bewegung am Heck des Wagens. Dann Schritte… Jemand ist davongerannt. – Und dann tauchte der da auf.« Damona sah Mike an, dann Ben. »Was guckt ihr so? Ich bin okay. Der Schrecken sitzt mir zwar noch im Nacken, aber ich kann sogar schon wieder lachen. Ha, ha.«

»Ich hab’s ja gewußt. Nicht kleinzukriegen«, sagte Mike und blinzelte Murray zu. »Ich hab’s auch schon ein paarmal versucht, ganz im Vertrauen.«

Sie lachten befreit.

»Kommt ihr mit?« fragte Damona dann unvermittelt.

»Wohin?«

»Den Burschen finden, der um den Notarztwagen herumgeschlichen ist und die Hecktür geöffnet hat.«

Bevor Ben oder Mike antworten konnten, kam einer der beiden Ärzte

zu ihnen. Er hielt eine Spritze in der Rechten.

»Das habe ich im Sanka gefunden, Sir.« Ben nahm die Spritze. In der Kanüle waren noch einige Tropfen von einer schwarzen, leicht grün schillernden Flüssigkeit übriggeblieben.

»Zeig mal«, bat Damona. Ihre Hand zitterte noch ein bißchen, als sie die Spritze nahm.

Sie drückte die schwarze Flüssigkeit heraus. Es war ziemlich düster hinter dem Sanka, aber sie ahnte schon, was das für eine Flüssigkeit war.

Es war Blut.

Dämonenblut!

Das sagte sie Ben und Mike, nachdem der Arzt wieder zu seinem Kollegen zurückgegangen war und sich zweifellos seine ganz privaten Gedanken über Damona Kings Verhalten sowie das des Inspektors und Mike Hunters machte.

Mikes Gesicht war wie aus Stein geschlagen, als er nickte. »Kann es sein, daß man ihn – auferweckt hat? Mit Dämonenblut auferweckt?«

Damona zuckte die Schultern. »Er war jedenfalls recht lebendig. Und ich weiß, daß ich Schritte gehört habe. Ein kleiner Mann ist dort hinüber davongerannt.«

Während sie dies sagte, spürte sie ein eigenartiges Kribbeln in ihrem Nacken. Dort, wo das versteinerte Hexenherz in ihrer Brust saß, begann es warm zu pulsieren.

»Und unser Freund scheint noch in der Nähe zu sein…« sagte sie, weil die Reaktion des Hexenherzens eigentlich nur diese eine Deutung zuließ. »Er beobachtet uns.«

»Dann soll er auch ein hübsches Drama zu sehen bekommen«, brummte Murray entschlossen.

In knappen vier Sätzen erklärte er seinen Plan. Alle nickten. Mike jedoch mit einem Gesicht, das deutlich Widerwillen ausdrückte. Es gefiel ihm nicht, daß Damona Köder spielen sollte.

Aber Mike schluckte den Einwand wie ein gallebitteres Etwas hinunter. Damona war alt genug. Sie wußte am besten, was sie sich zutrauen konnte und was nicht.

Wenn da bloß nicht der grauenvolle Anblick vor seinem inneren Auge stehen würde: Damona wie erstarrt vor dem Werwolf, der sich auf sie stürzte…

Es hätte ihr Tod sein können…

Während Mike an all das dachte, lief er zusammen mit Damona und Ben zu den Ärzten und den beiden Polizisten hinüber. Jack DeNiro und Jerry Vanner legten den Leichnam Philby Sanders zum zweitenmal in dieser Nacht in den Zinksarg.

»Ab mit euch!« kommandierte Murray im Kasernenhofton. »Hier gibt es nichts mehr zu tun.«

Die Männer stellten keine Fragen, sondern stiegen in ihre Fahrzeuge. Die Neugierigen, von denen noch immer ein paar an den Fenstern ausgehalten hatten, waren heute nacht voll auf ihre Kosten gekommen. Horror vor dem eigenen Haus – das würde für Wochen in den Kneipen und Pubs für *das* Gesprächsthema sorgen. Damona merkte sich, an welchen Fenstern die Gaffer hingen. Vielleicht gab es noch Rückfragen, dann hatte sie ihre Zeugen auf Anhieb beieinander.

Damona und Mike fuhren wieder mit Ben. Der Inspektor schnaufte. »Den kriegen wir.« Er startete den Motor, drehte ihn hoch, knüppelte den Gang hinein und fuhr los. Nicht zu schnell, daß es nicht zu offensichtlich nach überhastetem Aufbruch aussah.

Trotzdem aber auch nicht zu langsam.

Sie bogen in die nächste Straße ein. Murray stoppte. Damona stieß die Tür auf und federte hinaus. »Bye!« hauchte sie Mike und Ben zu, dann klappte die Tür schon wieder zu. Ben Murray gab Gas.

Mike sah zu Damona zurück. Sie verschwand in einer finsteren Gasse, die parallel zur Attendash Road verlief. Damona trug die richtige Kleidung für das, was sie jetzt vorhatte: schwarze, hautenge Cordjeans, eine ebenfalls schwarze Lederjacke, dazu die schon unvermeidlichen Turnschuhe. Wie ein lebender Schatten tauchte sie lautlos in die Schwärze ein und verschmolz damit.

Der schwarze Engel, wie Mike Damona manchmal schon genannt hatte, jagte einen unheimlichen, gnadenlosen Gegner…

***

Der frisch gefallene Schnee knirschte unter ihren Schritten, stäubte auf und wirbelte hinter ihr wieder zu Boden.

Glatt war es Gott sei Dank nicht, der Untergrund war im Gegenteil sogar feucht, so daß die weiße Decke nicht lange auf dem Asphalt liegenbleiben würde.

Damona King spurtete die 100 Yards bis zur nächsten Querstraße hinauf. Die kalte Luft brannte tief in ihren Lungen. Auch fraß sie sich langsam aber sicher durch die Lederjacke durch, ebenso durch ihren leichten, beigen Pulli und die Bluse, die sie darunter trug.

Aber die Bewegung sorgte dafür, daß sie nicht fror, außerdem war sie abgehärtet genug. Seit ihrem Abenteuer im Totenreich[4] in der Schneehölle, sowieso.

Damona erreichte die Straßenecke, blieb kurz stehen, starrte die Seitenstraße entlang, die wieder zur Attendash Road hinüberführte.

Sie war noch nicht weit genug gelaufen. Die Gasse, in der der Beobachter vorhin gewesen sein mußte, lag noch weiter die Straße hinauf.

Also weiter.

Ein paar Autos waren in der ohnehin schon engen Gasse am

Bürgersteig abgestellt. Eine Schneehaube krönte die Dächer. Die weißen Kristalle funkelten auf, obwohl von nirgendwoher Licht einfiel. Eine gespenstische Aura lag über der Szenerie. Alles dunkel, die ganze Straße wirkte wie ausgestorben.

Die Häuser hier waren alt und noch nicht nach dem modernen Schema X gebaut, das die modernen Londoner Wohnhäuser auszeichnete. Es gab noch Treppenaufgänge, hier und da sogar einen Baum vor dem Haus. Dann folgte ein leeres Grundstück, unkrautüberwuchert, vom immer stärker fallenden Schnee überzuckert.

Eine bizarre nächtliche Landschaft.

Damona bog in die nächste Querstraße ein, und hoffte, daß der Beobachter von vorhin neugierig genug war und noch nicht das Weite gesucht hatte. Seit ihrem Start aus Murrays Auto waren nicht mehr als ein paar Minuten vergangen.

Damonas Atemzüge waren gleichmäßig. Ausdauernd lief sie die dunkle Gasse entlang, erreichte eine weitere Abzweigung und stoppte. Von der nahen Attendash Road her schimmerte eine trübe Helligkeit. Stille. Kein Laut war zu hören.

Ihre Augen hatten sich mittlerweile an die Dunkelheit gewöhnt.

Damona starrte in die Schlagschatten zwischen den beiden Häuserreihen. Nichts regte sich dort.

Langsam ging sie weiter. Das war die Gasse, in der Laurinda McIntire dem Wolfsdämon buchstäblich in die Quere gekommen war. Damona fand die Spuren ein paar Augenblicke später. Die großen Abdrücke waren vom Schnee schon wieder halb zugedeckt.

Das waren unzweifelhaft die Fußabdrücke der McIntire. Die anderen, bizarren Abdrücke – zum Teil von übergroßen Wolfspfoten, zum Teil von verknorpelten menschlichen Füßen, wirkten verwischt.

Damona folgte ihnen in die Gasse hinein, fand wenig später die Stelle, an der der Dämon am Boden gelegen sein mußte… Kurz nur zögerte sie, das Feuerzeug zu benutzen, das sie – obwohl Nichtraucherin – meistens bei sich trug. Sie wollte den Kerl, der sich vorhin an der Dämonenleiche zu schaffen gemacht hatte, nicht unnötig auf sich aufmerksam machen. Deshalb ließ sie das Feuerzeug stecken, sah aber, als sie schon weitergehen wollte, plötzlich den unscheinbaren Gegenstand.

Sie hob ihn auf, wischte den Schnee ab. Eine Spritze. Auf dem Boden, unter einem dünnen weißen Schneeüberzug, den sie behutsam wegwischte, entdeckte sie dann die Blutspritzer.

Also war der Unheimliche kein ›normaler‹ Werwolf gewesen. Die verwandelten sich – wie sie vorhin schon gesagt hatte –, nur in Vollmondnächten.

Ein Serum, das Menschen in Werwolfkreaturen verwandelte?

Damona steckte die Spritze ein und ging weiter. Die Luger zog sie blank und entsicherte sie auch. Sie wollte keine unangenehmen Überraschungen erleben. Ihr tägliches Quantum Glück hatte sie heute schon aufgebraucht.

Damona ging die dunkle Gasse weiter entlang, fand auch eine dritte Fußspur – eine von unverhältnismäßig kleinen Füßen.

Das war ihr Kandidat.

Aber die Spuren führten nur in eine Richtung – und zwar in die, aus der sie kam. Dorthin, wo der Mann zum Wolf geworden war.

Von dort aber waren sie nicht weiter bis zur Attendash Road gegangen.

»Verdammt!«

Siedendheiß ging Damona eine ganze Batterie Weihnachtsbaumkerzen auf Der kleine Bursche hatte seine Spuren verwischt. Jetzt mußte er irgendwo *hinter* ihr sein!

Sie fuhr herum und hatte es plötzlich verdammt eilig. Ben und Mike mußten jeden Augenblick kommen. Sie umrundeten den Häuserblock, um dem Kleinen den weiteren Fluchtweg abzuschneiden.

Dabei war der Kerl gar nicht geflüchtet, im Gegenteil. Damona war sich ziemlich sicher, daß sie wußte, wo er steckte.

Bei Laurinda McIntire!

Die Taxi-Fahrerin schwebte in tödlicher Gefahr…

***

Sie kippte bereits den fünften doppelstöckigen Whisky.

Den konnte sie auch gebrauchen, sie fühlte sich nämlich wie durch den sprichwörtlichen Fleischwolf gedreht. Auch sie war nur ein Mensch mit normalen Nerven. Laurinda McIntire stellte das Kristallglas auf den rustikalen Wohnzimmertisch und erhob sich schnaufend. Kurz kreiselte die ganze Wohnzimmereinrichtung um sie herum, dann stand alles wieder an Ort und Stelle. Laurinda McIntire stapfte zum Fenster hinüber und riß es auf.

Die Luft war feucht und kalt. Aber sie half ihrem brummenden Schädel. Tief atmete die Taxifahrerin ein und wieder aus.

Sie fühlte sich miserabel. Um ein Haar hätte sie dieses Monster erledigt. Dabei durfte es solche Dinger doch überhaupt nicht geben.

Die Welt war schon verrückt.

Laurinda McIntire stützte sich auf den Fenstersims und sah auf die Straße hinunter. Sie war jetzt weiß. Der Schnee wirbelte und überdeckte alles. Auch die Dächer der gegenüberliegenden Häuser zeigten bereits die weiße Färbung, das konnte sie im verwaschenen Licht der Laternen sehen. Seit die Wagen der Polizei abgefahren waren, fühlte sie sich wieder in Gefahr.

Dabei war das Monster doch tot. Aufgespießt auf dem Zaun. Das

konnte nicht einmal eine solche Bestie überleben.

Oder?

Laurinda McIntire leckte sich über die spröden Lippen. Wenn ihr Nachbar, Bill Tooley, nicht so verflixt neugierig gewesen wäre…

Ja, und sie nicht so famos reagiert hätte… Laurinda McIntire wandte sich vom Fenster ab, der Hauch, der eiskalt ihren breiten Nacken streifte, ließ sie frösteln. Sie brauchte noch einen Drink.

Sonst konnte sie womöglich die ganze Nacht nicht schlafen. Und morgen mußte sie ja wieder fit sein. Das Leben ging weiter. Glücklicherweise. Auch über ihr Gewicht würde sie nie wieder traurig sein.

Nur so hatte sie Mr. Tooley über den Haufen rennen und sich in Sicherheit bringen können.

Heute war ihr Glückstag. McIntire feierte ihn einsam und allein.

Freunde hatte sie nicht. Ihr Beruf ließ ihr keine Zeit dazu. Sie war seit ein paar Jahren geschieden, und da ihr Mann von Beruf Arbeitsverweigerer war, mußte sie sowohl für seinen Unterhalt als auch für den ihres elfjährigen Sohnes aufkommen, der – dank einem großzügigen Richter – bei ihrer Mutter in Pflege war.

Das leise Knacken an ihrer Wohnungstür überhörte Laurinda McIntire…

***

Als sie aus den Augenwinkeln heraus die huschende Bewegung hinter sich bemerkte, war es zu spät!

Laurinda McIntires Herz setzte einen Schlag lang aus. Sie stand da, als würde sie in den Boden einsinken, dann aber wirbelte sie mit einem Schrei herum.

Der kleine Mann mit dem rattenhaften Gesicht und den schmierigen, streng zurückgekämmten Haaren lächelte freudlos.

»Keine Dummheiten, Lady!« Um diese leise ausgeprochene Drohung zu unterstreichen, hob er die Rechte, in der er eine Pistole hielt. Das Mündungsloch zeigte auf Laurinda McIntires Herz.

»Was soll der Unfug?« fragte sie polternd. Ihre Zunge war viel zu schwer. Der Whisky umnebelte ihr Gehirn, sie hatte zwar Angst, aber es war eine oberflächliche Angst, die nicht bis ins totale Begreifen durchsickerte.

»Dich holen.«

Der Rattengesichtige grinste breiter. Er winkte mit der Pistole.

»Ich denke nicht daran, mit einem solch lausigen Kerl wie dir mitzugehen«, sagte Laurinda McIntire. Ihr Herzschlag aber beschleunigte sich jetzt doch. Der Mann war ein Killer, sie sah es seinen Augen an. Am liebsten hätte er abgedrückt, aber aus irgendeinem Grund beherrschte er sich.

»Ich bitte dich kein zweites Mal.«

Laurinda McIntire bewegte sich wieder. Nur geringfügig, weil sie wirklich zuviel Whisky intus hatte. Da konnte man nicht wie eine Salzsäure herumstehen.

Der Rattengesichtigte krümmte den Finger um den Abzug. »Wenn du auch nur einen lausigen Trick versuchst, tut es dir leid. Ich knall' dich ab, du Fettbauch. Niemand wird etwas hören. Ein Schalldämpfer ist eine nützliche Sache.«

Die McIntire schwankte zwischen hysterischem Lachen und einer Höllenwut.

Zuerst dieser verdammte Werwolf, und jetzt dieser Wicht!

»Gehörst du zu diesem Monster!« wollte sie wissen.

»Ja. Aber jetzt – halt's Maul und komm!«

Laurinda McIntire wußte auch in alkoholisiertem Zustand, wann das Maß voll war. Noch ein dummes Wort von ihr, und er würde sie töten.

Sie nickte gewichtig. Ihr Schädel brummte, wurde aber jetzt sichtlich klarer. Schwer setzte sie sich in Bewegung. »Also gut, Fellow, ich komme. Wirst schon deine Gründe haben, wenn du ausgerechnet mich für ein Rendezvous aussuchst.« Sie kicherte, war aber innerlich keinesfalls amüsiert. Sie wurde nüchtern. Der Schrecken, der sie mit dem Auftauchen des rattengesichtigen Kerls angefallen hatte, verwandelte sich in Todesangst, und das half. Sie ließ ihn das nicht merken. Wenn sie ihm die Waffe aus der Hand schlagen konnte, dann konnte sie den Kleinen beulig machen, und sie wußte, sie würde es tun, ohne Rücksicht auf Verluste.

Alles hat seine Grenzen.

Ihre Wut brauchte ein Ventil. Und das war dieser unverschämte Kerl, der einfach in ihre Wohnung spaziert kam und sie mit einer Pistole bedrohte, und…

Laurinda McIntire ging gehorsam in den Flur hinaus. Der Rattengesichtige hielt vorsichtshalber Abstand. Er machte nicht den Fehler, sie zu unterschätzen.

»Darf ich mir etwas überziehen?«

»Nein. In der Hölle ist's sowieso warm genug.« Der Kleine kicherte hämisch.

Laurinda kochte. »Gut, ich habe verstanden. Aber – wieso willst du mich umlegen, Kleiner?«

»Du hast einen unserer Diener erledigt. Deshalb mußt du bezahlen.«

»Das Ding soll ein Diener gewesen sein, also…«

»Keine Ablenkungsmanöver, Dickbauch. Los, raus aus deiner Bude und hinunter. Wir machen eine kleine Spazierfahrt. Vielleicht kannst du deinen Frevel wiedergutmachen. Genügend Lebensenergie hast du ja ganz offensichtlich.«

Sie begriff nichts, fühlte aber seine taxierenden Blicke wie

körperliche Berührungen über ihren Rücken laufen. Gänsehaut überzog sie.

Laurinda McIntire hatte Angst. Höllische Angst. Zum zweitenmal an diesem Abend.

Sie knipste das Licht aus und verließ ihre Wohnung. Der Rattengesichtige war hinter ihr. Laurinda McIntire konnte nur schätzen, wie nahe.

Sie setzte jedenfalls alles auf eine Karte und wirbelte herum. Ihre rechte Hand war zur Faust geballt und knallte im nächsten Augenblick gegen die Waffenhand des Rattengesichtigen. Aber der Kleine hielt eisern fest. Der Schlag schleuderte ihn herum, er knallte gegen die Wand, ließ sich dann aber gedankenschnell zu Boden fallen, noch bevor Laurinda heran war und ihn packen konnte. Ihr Griff ging ins Leere, der Rattengesichtige federte jedoch neben ihr wieder hoch und schlug zu.

Schmerzhaft durchzuckte es sie, als der Pistolenlauf über ihre Stirn schrammte und eine blutige Furche zog. Keuchend blieb Laurinda stehen. »Schon gut, Buddy«, brummte sie resignierend.

Er nickte. Sein Grinsen war *von* seinem Gesicht verschwunden.

»Du hast keine Chance. Wirklich nicht. Los jetzt, ab mit dir!«

In Laurinda McIntires Bauch zog sich alles zusammen, aber lieber hätte sie sich die Zunge abgebissen, als um Gnade zu betteln oder um Hilfe zu schreien.

Gegen diesen menschlichen Teufel konnte ihr niemand helfen…

***

Damona King sah gerade noch, wie die beiden so ungleichen Gestalten in das weiße Taxi stiegen.

Laurinda McIntire saß am Steuer. Neben ihr ein kleiner, aber schlanker und drahtiger Mann.

Der, den sie gesucht hatte!

Also hatte sie richtig getippt!

Der Motor wurde gestartet, heulte auf, dann wurde das Licht aufgeblendet, und der Morris zog an.

Direkt auf Damona zu!

Sie stoppte ab, warf sich herum, ganz dicht an die Hauswand heran. Der Morris verfehlte sie. Sie sah das bleiche Gesicht der Taxifahrerin und das Rattengesicht des kleinen Kerls, der Laurinda McIntire mit einer Pistole bedrohte. Der Rattengesichtige hatte ihr ins Lenkrad gegriffen und den Wagen auf Damona King zuschießen lassen.

Dann war der Morris vorbei.

Damona stieß sich von der Wand ab, riß die Luger hoch, feuerte aber nicht, weil sie Angst hatte, der Taxifahrerin könnte etwas passieren, falls sie nicht richtig traf.

»Ben!« stieß sie heraus.
Wenn nur Murray endlich kommen würde! Sie rannte los, hinter dem weißen Taxi her. Die Rücklichter glühten kurz dunkelrot auf, als der Wagen an der Kreuzung vorne abgestoppt wurde. Damona spurtete. Ihr Atem stand wie eine weiße Rauchwolke vor ihrem Mund. Der Morris bog ab.
Aber da kam Murray. Er fuhr an dem Taxi vorbei. Die beiden Wagen passierten sich. Damona hätte am liebsten losgebrüllt.
Murray stoppte seinen Morris dicht vor ihr. Damona riß die Tür auf. »Rutsch rüber!« herrschte sie den Inspektor an, der völlig perplex gehorchte. Damona steckte die Luger ein und warf sich hinter das Steuer.
»Kannst du mir verraten, was dich plötzlich gepackt hat?«
»Der Kerl, der den Werwolf wiedererweckt hat, sitzt da vorn in dem weißen Taxi, er hat Laurinda McIntire.«
»Verdammt!«
»Das habe ich auch gedacht.«
Die Tür knallte zu, als Damona anfuhr. Die Pneus drehten kurz durch, faßten dann aber. Es hatte noch immer nicht gefroren. Der Asphalt unter der Schneeschicht war feucht, die Schneeschicht auch glücklicherweise noch nicht hoch genug.
Damona zog den Polizeiwagen in eine Kehre, das Wagenheck schlingerte herum, Mike fluchte. Dann hatte sie die Wendung geschafft und drückte das Gaspedal ins Bodenblech. Die Heizung des Morris mochte be… scheiden sein, aber der Motor war okay.
Damona atmete noch immer tief durch. An der Kreuzung stoppte sie nur einen Sekundenbruchteil lang ab, dann zog sie den Morris in die Kurve. Eine breitere Straße, gut beleuchtet. Das weiße Taxi hatte einen ansehnlichen Vorsprung.
»Der will zur Themse hinunter«, kommentierte Murray.
Mike machte sich neben dem Inspektor klein. »Wenigstens wird's jetzt hier drinnen mal richtig warm.« Seine Stimme klang bissig.
Damona hörte nicht hin. Sie fuhr wie der Henker, um den weißen Morris einzuholen.
»Woher hast du gewußt, daß er sie…«
Damona erzählte ihm, wie sie darauf gekommen war. »Ich habe auch eine zweite Spritze gefunden. In der Gasse. Dort muß sich der Mann in diese Wolfskreatur verwandelt haben.«
»Das bringt uns nicht weiter.«
»Der Kerl, der sich die McIntire geschnappt hat, der wird uns weiterbringen«, sagte Damona ganz ruhig.
Der weiße Morris vor ihnen bog nach links ab. Wieder glühten die Bremslichter auf. Dann zog der Morris wieder an.
Damona holte auf. Murray mußte niesen. »Gesundheit!« sagte Mike

Hunter.

Sie kamen durch eine Unterführung. Über ihnen rumpelte ein Güterzug über die Brücke. Der Schnee verwandelte sich in Regen. Die Wischerblätter surrten.

Die Gegend hier war stark industrialisiert. Lagerhäuser, Lastkräne, Geleise, Schuppen, dann eine große Baufirma, davor ein riesiges, ungeteertes Areal, auf dem ein Lastwagen am anderen stand.

»Da vorn ist die Chelsea Bridge«, sagte Mike. Eine Ampel blinkte, die nächste sprang auf Orange, Damona biß die Zähne zusammen und fuhr weiter. Das Taxi war jetzt nur noch knapp fünfzehn Yards vor ihnen. Sie konnte die beiden Gestalten durch das verschneite Heckfenster sehen.

Zweifellos hatte der Kleine sie schon längst bemerkt. Damona dachte an Laurinda McIntire. Hoffentlich drehte der Kerl nicht durch…

Jetzt waren sie auf der Brücke! Tintenschwarz war in der Tiefe das Themsewasser. In der Ferne erklang das Tuten eines einsamen Lastkahns, der jetzt noch unterwegs war. Ferne Positionsleuchten glühten.

Da passierte es…

»Was ist denn jetzt los?« brüllte Mike. »Ist die McIntire überge…«

Das Taxi wurde plötzlich nach links hinübergerissen, durchbrach die weiße Leitplanke, die Fußgängerweg und Straße voneinander trennte, und knallte Sekunden später gegen die Betonmauer der Brücke! Funken wirbelten, der Morris schrammte an der Mauer entlang, wurde dann herumgerissen, schleuderte, krachte wieder gegen die Mauer und blieb stehen.

Da war Damona schon da!

Sie trat die Bremse nicht voll durch, sondern tippte sie mehrmals kurz an, denn sie traute den Straßenverhältnissen nicht so recht.

Hier auf der Brücke konnte unter der dünnen Schneeschicht durchaus Glatteis liegen.

Aber dann stand der Morris, und Damona stieß die Tür auf, sah aber im gleichen Augenblick, daß sie wieder nicht rechtzeitig genug an Ort und Stelle war.

Laurinda McIntire lag auf der linken Seite des Morris am Boden, während der drahtige Kerl auf der anderen Seite ins Freie gefedert war und bereits ein paar Yards hinter sich gebracht hatte.

»Stehenbleiben!« brüllte Murray, der sich mit Mike aus dem Morris hinausgequält hatte.

Der Drahtige dachte nicht daran. Er kreiselte mit einem haßerfüllten Schrei herum, etwas blitzte in seiner Hand auf, dann schrie Murray, und erst jetzt war das Krachen des Schusses zu hören.

Alles ging drunter und drüber. Damona feuerte zurück, aber sie verriß den Schuß, weil sie voll in der Bewegung war. Sie kam an dem

weißen Morris an. Der Wagen war ein Wrack, auf der linken Seite buchstäblich wie eine Sardinenbüchse von vorn bis hinten aufgeschlitzt.

»Ich bin okay«, stieß Laurinda McIntire schnaufend heraus und wischte sich einen Blutfaden aus dem Gesicht. »Holen Sie sich den Rattengesichtigten! Der hat mit dem Monster zu tun…«

Damona nickte. Sie war schon wieder unterwegs. Der Rattengesichtige lief weiter. Wie ein Wiesel sprintete er über die Brücke. Weit und breit kein Auto. Einsam lag die Chelsea Bridge in der kalten, nassen Nacht. Der Regen peitschte in Damonas Gesicht, ihre Haare wurden zu einer strähnigen Masse.

Sie verfolgte den Kerl. Und sie holte auf. Das bemerkte der Flüchtende. Wieder fuhr er herum. Wieder schoß er. Zweimal. Die Kugeln sirrten wie wütende Hornissen an Damona vorbei.

Sie jagte weiter. Geduckt, mit großen, geschmeidigen Sätzen, als würde sie den Boden gar nicht mehr berühren.

Der Rattengesichtige fluchte. Sie hörte es sogar auf die Distanz, wieder schoß er, wieder verfehlte er sie. Da verlor er die Nerven, warf die Pistole weg, hetzte zur Brückenmauer, stand mit einem Sprung darauf und hielt sich an einer der Metallverstrebungen fest, die über die Betonmauer ein großmaschiges Gitterwerk bildeten.

»Du kriegst mich nicht!«

»Mach keinen Unsinn! Ich will nur…«

Damona wußte, daß es sinnlos war. Der kleine Mann war entschlossen, lieber zu sterben, als von ihr gefaßt und ausgefragt zu werden.

Für einen nicht meßbaren Augenblick stand der Mann auf der Mauer, hielt sich an den Metallverstrebungen fest, starrte abwechselnd in die Tiefe, dann wieder zu ihr.

Damona blieb stehen. Noch vier Yards trennten sie von dem Mann. Er hatte tatsächlich das verschlagene Gesicht einer Ratte. Eine menschliche Ratte! Das kalte Neonlicht aus einer der Brückenlaternen beleuchtete es.

»Bleib stehen, sonst springe ich!« keuchte er verzweifelt. »Ich weiß, daß du auf einen Wehrlosen nicht schießt. Ich habe meine Waffe weggeworfen. Bleib stehen…«

»Warum willst du lieber sterben, als mir deinen Auftraggeber verraten? Ich weiß, daß du nicht allein hinter dieser Sache steckst.«

»Woher willst du das denn wissen?«

»Ich bin Damona King.«

Er zuckte zusammen. »Die Tochter der Hexe Vanessa!« keuchte er entsetzt.

»Warum können wir nicht wie zwei vernünftige Menschen miteinander reden?«

»Du mußt mit dem Teufel im Bunde stehen!« spie er heraus. »Wie bist du uns auf die Spur gekommen? Alles war so perfekt geplant. Wir haben keine Spuren hinterlassen, der Diener hat seine Opfer…« Er unterbrach sich, lachte krächtzend. »Nein, von mir hörst du nichts mehr. Ich diene meiner Sache, wie du der deinen dienst.«

Damit stieß er sich ab.

Ohne einen Laut stürzte er in die Tiefe. Damona rannte an die Brüstung heran, preßte die Lippen zusammen. Der Rattengesichtige fiel und fiel…

Schwarz und kalt und tödlich glitzerte in der Tiefe das Wasser der Themse.

Die Brücke war hoch. Wenn man aus dieser Höhe hinunterfiel, dann war es wie eine eisenharte Fläche. Der Rattengesichtige hatte keine Chance.

Die Zeit schien stehenzubleiben!

Etwas in Damona riß auf, wie eine nur schlecht vernarbte Wunde!

Etwas griff hinaus. Sie krümmte sich leicht zusammen. Der Schweiß brach ihr aus.

Sie *sah* wirbelnde Gefühle… Die letzten Gefühle des Rattengesichtigen …

Angst-Angst-Angst-Angst… Grellrote Schlieren, die wie Blutporen zerplatzten und kaskadenförmig niederschlugen. Dazwischen Triumph. Stolz: grellgelb. Beizend. Und einen Kellerraum … Düster, grau in grau. Auf dem blanken Steinboden ein Mann, der sich in fürchterlichen Krämpfen wälzte, sich verwandelte … Dann, Blende: den Gästeraum eines Nachtclubs. Wieder Rot. Gäste, die begeistert applaudierten. Eine Stripperin, die perlend lachte. Die Gäste verwandelten sich! Aus normalen Menschen wurden Skelette … Die Farben vermischten sich, wurden zu einem schmierigen, wallenden Schleier – der mit einem ratschenden Geräusch zerriß.

Schwärze kam! Der Aufschlag! Ein klatschendes Geräusch, beinahe lächerlich unscheinbar!

In der Tiefe unter Damona schlossen sich die schmutzigtrüben eiskalten Wasserfluten der Themse über dem zerschmetterten Körper des Rattengesichtigen…

***

Damona erwachte wie aus einer tiefen Trance. Benommen schüttelte sie den Kopf, wandte sich von der Brückenmauer ab und ging zur Unfallstelle zurück.

Mike Hunter rief ihr aufgeregt etwas zu.

Die Regentropfen platschten in die Schneedecke und rissen sie auf.

Die Luft roch nach Chemie, was kein Wunder war: Es gab genügend Fabriken in dieser Gegend, deren Schornsteine Tag und Nacht

qualmten.

Damona lief zum Morris. Die Kleider klebten ihr ekelhaft am Leib.

Das aber war es nicht, was ihr plötzlich Eiswasser durch die Adern rinnen ließ. Bisher war sie in Gedanken immer bei dem rattengesichtigen Mann gewesen. Sie wurde aus dem, was er gesagt hatte, nicht richtig schlau. Das Puzzle fügte sich nicht zusammen. Jedenfalls: Sie hatte nicht darüber nachgedacht, warum Ben und Mike zurückgeblieben waren.

Jetzt fiel ihr plötzlich Bens Schrei ein, und dann sah sie ihn auch schon auf dem Rücksitz des Morris liegen. Mike hatte ihn bis zum Hals zugedeckt. Als sie am Wagen ankam, kletterte Mike heraus.

»Schnell. Wir müssen uns beeilen.«

»Was ist mit Ben?«

»Es sieht böse aus; Die Kugel ist ihm in die linke Brust gefahren. Eine Handbreit neben dem Herzen. Steckschuß. Er verliert viel Blut.«

»Mein Gott!«

Die Angst um den Freund fuhr ihr wie ein Blitz in die Glieder. Sie fühlte sich schwach, die Benommenheit war wieder da. Aber sie stieg ein. Laurinda McIntire sagte etwas zu ihr. Die Taxifahrerin war mit den Nerven am Ende, wollte es aber nicht zeigen.

»Ich hab' schon Scotland Yard benachrichtigt. Über Telefon. Sie schicken jemand her.«

»Und – wegen Ben?«

»Der Bursche in der Zentrale hat gesagt, wir sollten hier warten, er schickt auch einen Notarztwagen.« Mike schüttelte den Kopf. »Aber bis dahin kann es zu spät sein. Ich lasse Ben nicht auf der Straße verrecken wie einen Hund! Er muß in ein Krankenhaus, und zwar so schnell wie möglich!« Die letzten Worte stieß Mike gepreßt hervor.

Seine Wangenmuskeln zuckten und verrieten die Anspannung, die ihm zu schaffen machte.

Diesmal fuhr er. Er wendete und brauste in die Richtung zurück, aus der sie gekommen waren.

In dem Polizei-Morris war es eiskalt. Damona fror. Sie lehnte sich zurück, sah auf Ben. Er war ohnmächtig. Seine Wangen waren eingefallen, die Augen geschlossen. Die Haut wirkte aschgrau.

Laurinda McIntire hielt den Kopf des Inspektors auf ihren Schoß gebettet. Ihre großen Hände lagen auf den Schultern des Inspektors, als wäre dieser ein kleines Kind, das sie beschützen wollte.

»Hast du den Kerl erwischt?« fragte Mike einmal, als er kurz an einer Ampel hielt.

»Er ist mir zuvorgekommen. Hat sich in die Tiefe gestürzt.«

Mike nickte. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, es lag im Dunkeln. Sie fuhren eine schmale Straße entlang, die nur schlecht beleuchtet war.

Es war ein Wettlauf gegen zwei erbarmungslose Gegner: die Zeit und der Tod.

Ben Murray durfte nicht sterben!

***

Ein *entartetes* Dämonengehirn war aktiv!

Gedankenfühler waren zitternd ausgestreckt, lauschten, sondierten und meldeten umgehend alle Vorkommnisse, die für das Überleben des Körpers wichtig waren.

Kyamal, der rattengesichtige Helfer Jess Hamados, war tot! Diese Information war ein elektrisierender Schock. Das *Netz* der Gedankenfühler geriet für eine nicht meßbare Zeitspanne in Unordnung.

Die Kräfte des Körpers waren erschöpft. Hiobsbotschaften wie diese schwächten ihn zusätzlich. Die Kräfte versiegten fast schneller, als die Jägerdiener Nahrung herbeischaffen konnten.

Als das Netz wieder stand, griff der dämonische Geist hinaus. Bevor das Denken des Rattengesichtigen für immer erlosch, wurde seine komplette unmittelbare Erinnerung aus seinem Gehirn abgesaugt.

Das *entartete* Gehirn wertete die Erinnerung aus, erfuhr Einzelheiten, die wiederum eine Schockreaktion auslösten und das Netz diesmal völlig zusammenbrechen ließen. Die dämonische Lebensenergie flackerte. Schreie gellten. Der Körper bäumte sich auf. Pulsierend, zuckend, schleimabsondernd veränderte er sich erneut. Die Metamorphose, die für kurze Zeit unter Aufwand des gesamten Willens gestoppt gewesen war, setzte wieder ein. Der Körper brach an mehreren Stellen gleichzeitig auf, schwarzes Blut quoll aus den Rissen, neue Auswüchse entstanden, dann gewann die Beherrschung wieder Oberhand. Der Prozeß erstarrte, das Pulsieren verging in einem giftgelben, wabernden Leuchten. Die Schreie verstummten. Jedoch wüteten die grauenvollen Schmerzen mit ungezügelter Wildheit durch den Körper, der schlaff zusammenbrach und sodann reglos in seinem Kokon kauerte.

Der entartete Geist zapfte die letzten Energiereserven des Körpers an – und handelte…

***

Ein bedrohlicher Schatten fiel auf das friedliche Bild!

Zwei junge Menschen tanzten engumschlungen zu einer romantischen, leisen Musik. Für die beiden Menschen gab es nichts außer sich selbst. Sie waren glücklich. Sie tanzten, sie schwebten. Das weiße spitzenbesetzte Kleid des blondhaarigen schlanken Mädchens wirbelte, bauschte sich bei jeder Drehung auf, die sie im Walzertakt machten.

Und dann dieser Schatten!

Das Bild der tanzenden jungen Menschen wurde davon überlagert, bis es nicht mehr zu sehen war, und dann war da nur noch Schwärze… Eisige, angsteinflößende Schwärze …

Und ein Poltern, ein erstickter Laut!

Clarilla Balmore fuhr hoch, riß die Augen auf, starrte in die Finsternis, die in ihrem Schlafzimmer herrschte… Sie rieb sich die Augen. Ein paar Sekunden lang brauchte sie, bis ihr einfiel, daß sie ja nicht zu Hause war, sondern bei Donovan Desmond.

»Don…«, sagte sie zaghaft, weil sie noch immer die Angst in sich spürte, die der Traum geweckt hatte. Ihre linke Hand strich über das Bettlaken. Nichts. Donovans Betthälfte war zerwühlt, die Decke jedoch zurückgeschlagen.

Jetzt spannte sich ihre Kopfhaut an. Sie wußte, Don konnte es nicht ausstehen, wenn man nachts plötzlich das Licht anschaltete, aber das hier war etwas anderes.

Sie suchte nach dem Lichtschalter fand ihn auch und drehte ihn um.

Die Helligkeit blendete sie. Clarilla Balmore blinzelte, sah auch, daß sie allein im Schlafzimmer war. Alles war wie immer. Die Kommode mit der altmodischen Uhr warf einen Schatten, der bis zu dem großen französischen Bett herüberreichte. Don hielt viel von Atmosphäre, deshalb gab es in dem recht großen Sleepingroom nur eine kleine Lampe. Ihr Licht reichte nicht aus, den Schatten Herr zu werden.

Aber wo war Don?

Clarilla zögerte nur einen Augenblick, dann schlug sie ebenfalls die Decke zurück, glitt aus dem Bett. Nach einigem Herumtasten mit beiden Füßen fand sie ihre Plüsch-Slipper, schlüpfte hinein und ging zur Tür. Sie war geschlossen. Das war eigenartig. Normalerweise ließ Don sie immer offenstehen.

Sie kannte ihn noch nicht sehr lange. Gerade eineinhalb Wochen.

Bei einem Tanzturnier in Brighton hatten sie sich kennengelernt Tanzen war ihre große Leidenschaft. Sie hatte schon eine Menge Auszeichnungen gehortet, und Don ebenfalls. Sie hatten sich auf den ersten Blick ineinander verliebt, verstanden sich glänzend, und nicht nur auf dem Parkett.

Jetzt aber schauderte Clarilla, plötzlich bildete sie sich ein, daß sie sich dem gutaussehenden Don zu früh hingegeben hatte. Vielleicht kannte sie ihn doch nicht gut genug.

»Ach, jetzt fange ich schon an, hysterisch zu werden. Wo wird der gute Don schon sein, mitten in der Nacht?« Sie kicherte. »Bin ja schlimmer als ein Hausdrache.«

Wahrscheinlich konnte er nicht schlafen, weil morgen ein sehr wichtiges Tanzturnier anstand. Lampenfieber! Das hatte er noch immer, obwohl er unbestreitbar einer der besten Tänzer des Landes war.

Clarilla öffnete die Tür, draußen auf dem Flur war auch alles dunkel. Sie hörte das harte Ticken der Standuhr, die am Ende des Ganges stand. Clarilla machte Licht. Ein leises Knacken und Knirschen hinter ihr ließ sie herumfahren.

Im gleichen Augenblick schlug etwas gegen sie.

Ein Körper – noch warm!

Das war zuviel! Etwas in Clarilla rastete aus, eine Panikreaktion!

Sie schrie wie von Sinnen los, noch bevor sie sah, was da gegen sie geschlagen war.

Sie taumelte ein paar Schritte weg, die Augen weit geöffnet vor Grauen, die Hände halb erhoben.

Der grauenvolle Anblick, der sich ihr bot, hieb ihr wie ein Beil in die Kniekehlen, so daß sie einfach umfiel. Schlaff wie eine Stoffpuppe schlug sie auf dem Boden auf.

Über ihr pendelte Donovan Desmond hin und her. Er hing mit den Füßen nach oben an einem Strick, der an einem der dunkel gebeizten Deckenbalken befestigt war.

Donovan Desmond hatte kein Gesicht mehr!

Es war nur noch eine glatte weiße Fläche…

***

Etwas peitschte ihr Bewußtsein hoch, verhinderte, daß sie noch länger halb benommen am Boden liegenblieb.

Clarilla Balmore wälzte sich herum. Sie starrte auf Donovan. Der Anblick blieb der gleiche. Sie hatte keine Halluzinationen. Das, was sie sah, war echt!

»Donny!« wimmerte sie verzweifelt.

Sie stemmte sich hoch, zog ihre Beine an, kam auf die Füße und war hin und her gerissen, was sie jetzt tun sollte. Donovans Gesichtsfläche war ihr zugewandt. Dicht über dem Boden pendelte der Kopf hin und her. Dons lange, schwarze Haare streiften darüber.

Der Strick, an dem er hing, knarrte, weil er am Deckenbalken scheuerte.

Wer konnte das getan haben? – Und wie? Wie konnte man einem Menschen das Gesicht – das Gesicht *rauben*?

Clarillas Knie drohten schon wieder nachzugeben, aber sie sträubte sich dagegen, riß sich zusammen, schluckte. Langsam ging sie auf den hin und her schwingenden Körper zu, der vorhin gegen sie geprallt war.

Jemand mußte ihm einen Stoß versetzt haben.

Und dieser jemand -.

Clarilla wirbelte um ihre eigene Achse. Niemand! Sie war ganz allein.

Allein in Dons großem Haus!

Gepreßt flog ihr Atem. Was sollte sie tun? Der unheimliche Mörder

Dons mußte noch im Haus sein.
Sie streckte die Hand aus. Eine verzweifelte, hilflose Geste. Vielleicht war Donovan noch nicht tot, obwohl sie sich das nicht vorstellen konnte. Sie berührte ihn. Tränen stiegen in ihre Augen. Warum? hämmerte es in ihrem Kopf. Immer wieder: Warum hat er sterben müssen?
Don war zwar ein Filou, ein Herzensbrecher, ein Charmeur der alten Schule, der halt gerne flirtete, aber das war doch kein Verbrechen?
Ihr Schädel schwirrte, sie wußte nicht mehr, was sie denken sollte.
Alles vermischte sich miteinander. Ihr kam es vor, als wäre ein klebriger Brei in ihrem Kopf.
Die Halsschlagader Dons pulsierte nicht mehr!
Er war tot! Tot!
Bis zuletzt hatte sie es nicht wahrhaben wollen. Clarilla hielt es nicht mehr länger aus. Sie warf sich torkelnd herum, schluchzte, lief ein paar Schritte weit, bis zur Treppe. Sie trug nur einen Tanga-Slip.
Ihr jugendlich straffer Körper war durch das tägliche Tanztraining, Sauna und Schwimmen sportlich gestählt, mehr brauchte sie im Bett nicht. Sie liebte das Gefühl der frischen Laken auf der nackten Haut.
So aber würde sie jetzt nicht weit kommen. Clarilla hastete keuchend und schluchzend die Treppe hinunter. Die Stufen knarrten.
Sonst war alles still im Haus. Sogar das Ticken der altmodischen Standuhr schien aufgehört zu haben.
Dafür aber pochte ihr Herz wie verrückt gegen die Rippen.
Die letzten drei Stufen schnellte sie sich hinunter. Kurz dachte sie daran, die Polizei anzurufen. Aber das Telefon stand oben. Um keinen Preis der Welt wollte sie wieder hinauf.
Der Schatten entstand direkt vor ihr!
Er war da, von einer Sekunde auf die andere, schälte sich aus dem Zwielicht, das in der kleinen Halle herrschte, weil sie hier unten noch kein Licht gemacht hatte. Von oben fiel nur spärliche Helligkeit herunter. Die Schatten der beiden Säulen, die sich hochreckten und die Empore stützten, verschwammen mit den anderen.
Aber der Schatten vor ihr war anders!
Er lebte, schien Festigkeit zu haben!
Clarilla schrie wieder. Spitz und schrill. Aber niemand würde sie hören – das wußte sie im gleichen Atemzug.
Sie prallte gegen den Schatten. Eiseskälte durchzuckte sie, ließ ihr Blut stocken, ihren Herzschlag für einen winzigen Sekundenbruchteil aussetzen.
Sie zuckte zurück, verlor das Gleichgewicht, prallte gegen die Garderobe, wirbelte mit einem verzweifelten Keuchen herum, hielt sich fest. Sie durfte nicht hinfallen. Dann war sie wehrlos.
Der Schatten packte sie, riß sie herum.

Clarilla ließ sich in sich zusammenfallen, schloß die Augen, wollte die Realität aussperren, was aber keine Lösung war.

Ein Schlag traf sie, ließ sie schwer zu Boden fallen. Ihr Kopf schlug hart auf. Sterne brachen auseinander, versprühten irrwitzige, grelle Helligkeit. Ein dumpfes Grollen war in ihren Ohren, fraß sich tiefer, bis es sich wie eine Schlange um ihr Herz wand und zudrückte…

Lachen!

Diabolisch, zufrieden.

Schritte!

Clarillas Neugier siegte. Sie riß die Augen auf, sah die wuchtige Gestalt über sich stehen. Breitbeinig. Ein Mann. – Nein, berichtigte sie im gleichen Atemzug, – ein Ungeheuer!

Der Körper war der eines Mannes, wenn auch breiter, muskulöser, hier und da stimmten auch die Proportionen nicht ganz. Aber das Gesicht war nichts als real gewordener Horror! Doppelt so breit wie das eines Menschen, eine teigige Fläche mit zwei katzenhaften Schlitzaugen, ohne Nase, ohne Mund.

Dafür aber wuchs dort, wo normalerweise bei einem menschlichen Gesicht die Nasenwurzel war, ein dünner, peitschenschnurartiger Tentakel aus der Teigfläche, der in einer Hornspitze endete.

Unruhig zuckte dieser Tentakel hin und her.

»Ganz ruhig, Sterbliche, dann ersparst du dir eine Menge Unannehmlichkeiten!«

Die grollende Stimme wurde direkt in Clarillas Gehirn laut.

Sie schüttelte den Kopf, in ihren Augen zeichneten sich Schatten des beginnenden Wahnsinns ab. Der Schock fraß sich in ihre Glieder, so daß sie unfähig war, sich zu rühren.

»Du willst mich töten!« keuchte sie voller Todesangst.

»Aber sicher«, erwiderte der Unheimliche. Der Tentakel rollte sich zusammen. Clarillas Blicke hingen wie festgeklebt daran.

»Wie Donovan!« keuchte sie.

»Wie Donovan, ja.«

»Aber warum?«

»Weil meine Herrin sehr, sehr hungrig ist!« Der Unheimliche stieß ein hämisches Kichern aus, das beinahe Clarillas Gehirn zerriß.

Der Tentakel zuckte vor, direkt auf sie zu, schlug in ihre Stirn, und gleichzeitig setzte der reißende Schmerz ein.

Clarillas Sinne vergingen in einem jähen Orkan, der aber nur in ihr selbst herrschte, und sie wußte, daß sie jetzt den gleichen Tod starb wie Donovan…

***

Der Yargh-Dämon wandte sich ab.

Er widmete der Frauenleiche keinen Blick mehr. Er hatte von ihr

genommen, was er brauchte – ihre Seele, und damit ihre Lebensenergie.

Seine Herrin würde mit ihm zufrieden sein, denn diese Energie sicherte ihr weiteres Überleben.

Er konzentrierte sich, witterte, erfuhr so, daß in diesem Haus keine Beute mehr war, und stieß ein ärgerliches Grunzen aus.

Dann stellte er den Kontakt zum Körper seiner Herrin her, sein *Energiebeutel* – eine prall gefüllte Hauttasche auf dem buckligen Rücken des Yargh-Dämons – blähte sich noch mehr auf. Schwefeldämpfe sickerten durch die Haut, dann fiel der Beutel schlaff in sich zusammen. Der Dämon hatte die gesammelte Energie seines nächtlichen Beutezugs an den Körper der Herrin *abgestrahlt*.

Ihr Dankbarkeits-Impuls war nur kurz.

Der Yargh, der früher einmal ein Mann namens James Holdstock gewesen war, wartete. Gefühle, wie er sie als Mensch einmal gehabt hatte, waren ihm jetzt fremd. Sein Gehirn war leer, er konnte nicht eigenständig denken. Das besorgte seine Herrin für ihn, mit der er in mehr oder weniger ständigem Kontakt war. Ihre Gedankenfühler leiteten ihn, ließen ihn handeln. Ihr Blut hatte seinen menschlichen Körper vergiftet – und zu dem gemacht, was er jetzt war.

Er war ein Yargh-Dämon.

Ein Jäger und Diener im Dienste seiner Herrin.

Seiner Herrin Bastarda!

Die Wartezeit war nur kurz. Dann sickerten Informationen in seinen Schädel, dazu ein kristallklarer Befehl.

Der *Seelen-Sammler* machte sich umgehend daran, diesen Befehl auszuführen…

***

Die Themse-Docks und Central Depot lagen rechter Hand hinter einem bleifarbenen Regenschleier. Die Lichter der Großstadt London waren wie ferne Sterne in diesem Beinahe-Weltuntergang.

Mike drosselte die Geschwindigkeit. Der Regen trommelte auf die Frontscheibe, die Wischer konnten kaum mehr für klare Sicht sorgen.

Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Er kam einfach nicht so schnell voran, wie er das wollte. Und auf dem Rücksitz lag Ben Murray. Mike stoppte vor der nächsten Ampel, die bei seinem Herankommen auf Rot gesprungen war. Er warf einen schnellen Blick zurück. Ben lag wie tot da. Großer Gott, er wird doch nicht…

Laurinda McIntire, die Taxifahrerin, schüttelte den Kopf, als errate sie seinen verzweifelten Gedanken.

Mike nickte ihr dankbar zu, die Ampel zeigte wieder Grün, er fuhr an. Nach links bog er ab, in die Chelsea Embankment. Ein paar Wagen kamen ihm mit aufgeblendeten Scheinwerfern entgegen. Mike kniff

die Augen zusammen. Er sah zu, daß er wieder schneller wurde. Das Royal Hospital mußte rechts liegen, direkt neben den Ranelagh Gardens. Das wußte er von einem früheren Besuch hier, ein Freund von ihm hatte sich beim amerikanischen Football das Schlüsselbein gebrochen.

Die Zeit lief unbarmherzig ab. Mike bildete sich sogar schon ein Ticken ein, das eiskalt in seinem Schädel hallte.

Damona und Laurinda McIntire waren still. Bens röchelnde Atemzüge waren das einzige Geräusch. Ein schreckliches Geräusch.

Mike drückte das Gaspedal durch; er holte das Letzte aus dem alten Morris heraus. Die Pneus rauschten durch den Schneematsch, für den der plötzliche Witterungsumschwung gesorgt hatte.

»Hoffentlich kommen wir nicht zu spät«, sagte Laurinda McIntire unvermittelt. »Alles nur wegen mir…«

»Sie trifft keine Schuld, hören Sie auf, so zu reden, Miß McIntire.«

»Ich habe mich von diesem Zwerg überrumpeln lassen.«

Damona schüttelte ernst den Kopf. »Er hatte eine Waffe. Sie nicht. Sie hatten keine Chance.«

Mike war Damona dankbar dafür, daß sie sich um die schwergewichtige Taxifahrerin kümmerte. Er hätte das jetzt nicht gekonnt.

Seine Kehle war wie zugeschnürt. Ben war sein Freund, sie kannten sich schon eine Ewigkeit, schon seit damals, als er noch für die Interworld Insurance gearbeitet hatte. Und jetzt lag er schwer verletzt auf dem Rücksitz.

Mike wußte, auch Miß McIntire war verletzt, eine Platzwunde an der Stirn, die sie sich durch ihr gewagtes Unfallmanöver zugezogen hatte, aber das war keine lebensgefährliche Wunde.

»Diese halbe Portion!« schnaubte die McIntire.

Mike hörte nicht mehr hin, denn er sah jetzt den gewaltigen Gebäudekomplex des Krankenhauses aus dem Regendunst auftauchen. Ein paar Baumkronen waren auch von den Ranelagh Gardens zu sehen, ansonsten aber waren die ganzen Parkanlagen von einer milchweißen, schlierigen Nebelsuppe überzogen. Die Peitschenleuchten, die das Chelsea Embankment ausleuchteten, verstrahlten zwar ihr Licht, aber gegen diese geballte Macht von Dunkelheit, Schneeregen und Nebel hatte die Helligkeit keine Chance.

Ben hustete. Es gab Mike einen Stich ins Herz. »Damona – kannst du…«

Laurinda McIntire unterbrach ihn. »Alles okay, Mister Hunter. Er hat sich schon wieder beruhigt. Wie weit ist es noch?«

Mike gab keine Antwort. Mit zusammengebissenen Zähnen starrte er in die aufgewühlte Regennacht hinaus. Da! – Da war die Auffahrt zum Krankenhaus.

Er blinkte, sah in Rück- und Außenspiegel, ließ den Bentley-Fahrer, der es noch eiliger hatte als er, überholen und bog dann ab. Er zog den alten Morris die Auffahrt hinauf, die Front des großen Royal Hospital wuchs vor ihm auf.

Am Portiershaus mußte Mike stoppen. Er kurbelte das Seitenfenster herunter. Niemand zeigte sich an dem Notschalter, dabei brannte in dem Raum Licht. Mike hupte, seine Hände umklammerten das Lenkrad. Die Kälte, die im Wageninnern herrschte, spürte er gar nicht mehr. Noch einmal hupte er, da sah er die Gestalt in dem kleinen Raum auftauchen, das Licht ging an.

Mike hielt es nicht mehr aus. Er sprang aus dem Wagen, ließ den Schlag offen. Der Motor des Morris stotterte, lief aber weiter.

»Was ist denn?« fragte die Krankenschwester verwundert. Sie hatte ein bleiches, hochmütiges Gesicht. Ihre linke Augenbraue war hochgezogen, der schmallippige Mund wirkte verkniffen, drückte fast so etwas wie Ärger über die späte Störung aus.

»Ich habe einen Verwundeten im Wagen. Einen Inspektor von Scotland Yard. Der Mann hat eine Kugel in der linken Brustseite stecken!« stieß Mike hervor.

»Und Sie haben ihn hierhergefahren? Ja, wissen Sie denn nicht…«

»Jetzt reichts aber! Machen Sie das Tor auf, verdammt!« Mike brüllte die Massierte Person an.

Das war zwar nicht ganz fair, aber es half. Die Krankenschwester wandte sich ab, drückte einen Knopf, Das Gittertor schwang auf.

Mike saß schon wieder in Bens Morris und fuhr an. Aus den Augenwinkeln heraus sah er noch, wie die Schwester einen Telefonhörer an ihr Ohr hob. Wahrscheinlich rief sie die Polizei. Mike überlegte sich, wie sie da wohl ihre Anwesenheit im Pförtnerhaus erklärte. Na ja, das war jedenfalls nicht sein Problem.

Als er vor dem großen Glasportal des Royal Hospital bremste, stürmten schon drei weißgekleidete Männer heraus. Zwei trugen eine Bahre.

Mike und Damona stiegen aus.

»Sie haben Glück, Sir!« wurde Mike von dem großen, weißhaarigen Mann empfangen. »Wir hatten heute nacht einen Notfall. Deshalb sind wir so schnell hier. Sie hätten aber auch Pech haben können…«

»Erzählen Sie mir das später. Helfen Sie ihm!«

Damona riß den Schlag auf, die beiden Krankenpfleger holten Ben aus dem Wagen und betteten ihn vorsichtig auf die Bahre. Der Inspektor war noch immer ohne Bewußtsein, stöhnte aber. Sein Atem ging schneller. Seine Lider flatterten. Die Lippen wirkten schorfig, völlig blutleer und ausgetrocknet. Der Weißhaarige warf Ben nur einen schnellen Blick zu, besah die Wunde genauer, dann sagte er:

»Kommen Sie!« – und zwar in einem Tonfall, der keinen Widerspruch

duldete.

Die Krankenpfleger trugen Ben ins Krankenhaus hinein. In der hohen Vorhalle – viel Glas, Neonröhren an der kuppelartigen Decke, an den Wänden Zimmerpflanzen in Hydrokulturbottichen, die Anmeldung eine wuchtige, halbrunde Insel aus Beton und Glas – eilten zwei Krankenschwestern herbei. Der Weißhaarige schien der Chefarzt zu sein, er rief ein paar Anweisungen. Der Aufzug kam, die Bahre mit Ben wurde auf eine fahrbare Liege abgesetzt und in die Kabine hineingeschoben. Die Kabinentür schloß sich lautlos, ein sanftes *Pling* ertönte, dann summte der Lift nach oben.

Die Kabine war groß genug, so daß sie sich gegenseitig nicht auf die Zehen traten.

Der Weißhaarige wandte sich an Damona, Mike und Laurinda McIntire. »Er muß sofort operiert werden. Und – er braucht eine Menge Glück.«

Der Lift stoppte, die Türen öffneten sich. Ben wurde hinausgeschoben, einen blitzblanken Gang entlang. Die Schritte der Pfleger und Schwestern hallten; ein nervöses Echo. Der Weißhaarige blieb bei Mike stehen. »Sie drei warten hier. Ich werde meinen Kollegen O'Neill zu Ihnen schicken. Es ist Ihnen ja klar, daß es ein paar Fragen zu beantworten gilt. Und zwar Fragen nicht nur von mir. Die Polizei ist benachrichtigt.«

Mike seufzte. Er schob die Hände in die Hosentaschen, weil ihm kalt war. »Helfen Sie Ben – Mr. Murray«, fügte er hinzu, als er den fragenden Blick des Weißhaarigen bemerkte. »Er ist Inspektor beim Yard. In Ausübung seiner Pflicht – so heißt es doch wohl – ist er angeschossen worden. Wir haben ihn hierhergebracht, damit er nicht stirbt. Er ist unser Freund. Wir werden alle Fragen beantworten, aber jetzt helfen Sie ihm, um Himmels willen…«

Der Weißhaarige nickte. »Gut, Mister – wie war doch noch einmal Ihr Name?«

»Ich habe mich noch nicht vorgestellt. Aber…« Mikes Stimme wurde eisig, Damona wußte, daß er dem Weißhaarigen gleich an die Kehle gehen würde, wenn er noch weiter dumme Fragen stellte.

»Das ist Mr. Hunter«, sagte sie deshalb schnell anstelle Mikes. »Ich bin Damona King, und das ist Miß McIntire. Ein Gangster hat sie als Geisel genommen. Mr. Murray…«

»Sie sind ja auch verletzt!«

»Ja«, sagte Laurinda McIntire ungestüm, »aber nicht so schlimm wie Mr. Murray. Er hat mir das Leben gerettet – er und diese beiden Herrschaften hier. Mir hilft ein dreistöckiger Whisky – ihm können nur Sie helfen. Also tun Sie was!«

»Alles Nötige wird bereits veranlaßt, keine Bange.« Er wandte sich Damona zu. »Und von Ihnen habe ich schon viel gehört. Ich bin Dr.

Blagger, ich kenne Mr. Tozzi recht gut. Er arbeitet doch noch für Sie und den King Konzern?«

Damona lächelte jetzt auch. »Aber ja«, erwiderte sie. »Von Kurzertreten hält er nicht viel. Er ist fast so etwas wie der Motor unserer Firma.«

»Dann ist er noch der alte.«

Eine metallische Stimme erklang: »Dr. Blagger in OP 38, Dr. Blagger in OP 38.«

»Es geht los«, meinte Dr. Blagger und hob die rechte Hand. »Warten Sie hier. Und – drücken Sie Ihrem Freund die Daumen.«

Mit diesen Worten eilte er davon. Mike sah dem sportlich wirkenden Mann nach, bis dieser um eine Korridorbiegung verschwunden war, dann wischte er sich mit einer fahrigen Geste über die brennenden Augen.

Damona legte ihm die Hand auf den Arm. »Er wird durchkommen, Mike«, sagte sie leise.

»Hoffentlich.«

Laurinda McIntire schneuzte sich. Dicke Tränen kullerten über ihre Wangen. Sie machte sich noch immer Selbstvorwürfe.

Damona ging zu der gewichtigen Lady hinüber, um sie zu trösten.

Dr. Blaggers Kollege kam ein paar Minuten später, und mit ihm zwei Polizeibeamte.

Sie sahen nicht gerade freundlich drein.

Damona und Mike konnten den Ärger, der ihnen jetzt bevorstand, regelrecht wittern…

***

Jess Hamado sah noch immer aus wie ein Mensch, obwohl er schon lange keiner mehr war.

Er war ein Hüne von einem Mann, mit faßförmig vorgewölbtem Bauch. Der Bauch hatte schon manche getäuscht und dafür gesorgt, daß man Hamado unterschätzte. Er aber war weder behäbig noch ein verweichlichter Dicker. Seine Muskeln waren wie Eisentaue, die Schultern breit, die Hände sehnige Pranken.

Sein Schädel saß direkt auf den Schultern, klobig, die Glatze spiegelte das Neonlicht, als wäre sie ein blankgescheuerter Spiegel.

Hamado ignorierte die Schreie, die sein vorerst letztes Opfer ausstieß. Raymond Myers krümmte sich auf dem blanken Betonboden des kahlen Kellerraumes. Die Zellentür war wieder geschlossen, so daß der Tobende keine Gefahr darstellte.

Mitleidlos sah Hamado auf den Unglücklichen hinunter.

Röchelnd und keuchend stieß er seine Schreie aus.

Die Verwandlung aber war bald abgeschlossen, dann hatte er es hinter sich.

Dann war er ein Yargh-Dämon, ein Diener und Seelen-Sammler wie auch James Holdstock.

Hamado grinste. Nein, er war kein Mensch mehr. Jess Hamado war ein treuer Diener des Bösen, dem er sich schon vor Jahren verschrieben hatte. Anfangs hatte er bedingungslos zu Asmodis und dessen Schwarzer Familie gehalten, doch dann, als Bastarda, die Teufelin, auf der dämonischen Bühne aufgetaucht und Vasallen angeworben hatte, war er schnell zu ihr übergelaufen.

Bastarda hatte sich dafür erkenntlich gezeigt, denn sie hatte ihn zu einem Halb-Dämon gemacht, und ihn somit die erste Stufe einer Karriereleiter erklimmen lassen, die nach Jess Jamados Vorsätzen erst sehr, sehr hoch droben enden sollte. Er war ehrgeizig, immer hatte er auf die große Chance gehofft.

Vor ein paar Tagen war sie gekommen!

Bastarda, die Teufelin, brauchte Hilfe! Seine Hilfe!

Die bekam sie auch.

Jess Hamado hätte sich lieber den rechten Arm abschlagen lassen, als seine oberste Herrin zu enttäuschen Sein Nachtclub, der Shocking Palace, war bisher nur ein Tarnunternehmen gewesen. Jess Hamado lebte unerkannt unter den Menschen und tat das seine, um dem Schattenreich, das in diesem Fall von den Blutgöttern und deren Vertrauten Bastarda repräsentiert wurde, die nötigen Seelen zukommen zu lassen. Er betrieb einen florierenden Rauschgifthandel, dazuhin war er auch in Sachen Prostitution aktiv. Jetzt aber war der Nachtclub zum entscheidenden Faktor geworden.

Zu einer grausamen Menschenfalle!

Hier fanden sich die dämonischen Rekruten, die mit Bastardas Blut vergiftet und zu treuen Dienern gemacht wurden. Nicht jeder Mensch war hierfür geeignet. An ihm, Hamado, lag es, die richtigen zu erkennen und mit Bastardas Blut zu infizieren. So entstanden die Seelen-Sammler, wie die Yargh-Dämonen auch genannt wurden. Sie schwärmten aus und besorgten das, was Bastarda momentan am nötigsten brauchte: menschliche Seelen – menschliche Lebensenergie!

Nur damit konnte sie sich momentan noch am Leben erhalten.

Von ihrer einstigen glorreichen Größe war nicht mehr viel übrig.

Daraus wollte Jess Hamado auch noch Vorteil schlagen; Später.

Alles zu seiner Zeit.

Zuerst galt es jetzt nur, genügend Diener zu erschaffen, damit Bastardas Überleben gesichert war. Bis jetzt waren es erst drei: Philby Sanders hatte nicht wie erwartet auf das Blut-Serum angesprochen wie die beiden anderen, James Holdstock und jetzt Raymond Myers.

Sanders war zu einem Werwolf geworden, während Holdstock und Myers zu jenen Kreaturen wurden, die auch früher schon Bastarda treu gedient hatten: Yargh-Dämonen!

All diese Gedanken zogen durch Hamados Gehirn, während er abwartend vor der Gitterzelle stand und darauf wartete, daß Myers Verwandlung endlich abgeschlossen war.

Hamado atmete durch, verschränkte die Arme vor der Brust und trat dichter an das Gitter. Zweimal war Myers Bastardas Blut infiziert worden. Auch den Blut-Brei hatte er getrunken.

Hinter Hamado öffnete sich die stählerne Kellerraum-Tür, und Britt Montezuma alias Lola trat ein. Niemand hätte ihr den verwahrlosten Charakter angesehen, der sie so sah: schlank, trotz ihrer Jahre mit einem fast naivharmlosen Mädchengesicht und langen schwarzen Haaren, die leicht gelockt ihr schmales Gesicht umrahmten. Die Augen waren ausdrucksstark, und wer genauer hinsah, konnte weit, sehr weit im Hintergrund der graubraunen Iris etwas flackern sehen… Bosheit! Berechnung! Den eisernen Willen, alles zum eigenen Vorteil zu machen – und zu nutzen!

Britt war keine Dämonin, sondern ein Medium, und als solches Hamados wichtigste Mitarbeiterin. Kayamal, der Rattengesichtige, wie ihn alle nur nannten, war der Dritte im Bunde. Ein hirnloser Kerl, der mit Begeisterung bei der Sache war und sein ganzes Leben in den Dienst Hamados gestellt hatte, weil dieser immer gut zu ihm gewesen war.

Britt Montezuma kam an Hamados Seite, legte einen Arm um seine speckumgürtete Hüfte. »Wie lange noch?«

Hamado schaute auf sie hinunter. »Fünf Minuten, vielleicht noch weniger.«

»Du hast ihm die ganze Zeit über zugesehen? Deine Nerven möchte ich haben!« Spott klang in ihrer Stimme.

Es ärgerte Hamado. Ihre Selbstsicherheit gefiel ihm überhaupt nicht. In den letzten Tagen war auch mit ihr eine Veränderung vorgegangen, das hatte er sehr wohl bemerkt.

»Auf jeden Fall kann er noch in dieser Nacht losziehen.«

»Phantastisch!« In ihren Augen funkelte das kalte Feuer heller, ihr Mund verzog sich. »Je mehr Sammler für *sie* tätig sind, desto gewisser ist ihr Überleben!«

»Du sprichst schon fast wie sie! Ich meine – deine Stimme… Britt…«

Britt Montezuma hob eine Augenbraue. »Und? Ist das so falsch? Oder schlimm? Bastarda vertraut mir. Sie hilft mir, meine mediale Begabung ins Unermeßliche zu steigern, ermöglicht mir diese Zauberkunststückchen, die dir doch bisher auch ganz gut gefallen haben. Ich gaukle diesen Gaffern auf der Bühne etwas vor. So erfährst du, wer geeignet ist, und wer nicht. Ohne ihre Magie könnte ich das nicht. So aber verschmilzt ein Teil ihres Geistes mit dem meinen, und ich kann den Männern, die für einen Einsatz als Yargh in Frage kommen, den Kopf verdrehen… Eine praktische Sache. Und – eine

Hand wäscht bekanntlich die andere.«
»Vergiß du bloß nicht, daß ich der Boß bin. Nur durch mich bist du an diese große Sache herangekommen.«
»Und ich erzeige mich dir gegenüber dafür sehr dankbar, oder?«
Er winkte ab und sah wieder auf Myers hinunter. Der Mann schrie wieder. Lauter unzusammenhängende Worte. Er kreischte. Die Lippen verwuchsen miteinander!
Plötzlich federte Myers hoch – um gleich darauf wieder in sich zusammenzusacken. Sein Körper zuckte und pulsierte.
Die Kleidung hing in Fetzen weg. Groß und stämmig war Myers geworden, sein Gesicht aufgedunsen, die Nase in der wulstigen Fläche eingesunken, darin verschwunden, ebenso, wie jetzt der Mund verschwand. Er wuchs zu. Über der Nasenwurzel klafften noch zwei schmale Schlitze – die Augen.
Raubtieraugen!
In der Mitte dieser teigigen, schwammigen Fratze aber gab es einen Auswuchs – die tödliche Waffe des Yarghs, einen langen, peitschenschnurdünnen Tentakel, der in einer Hornspitze auslief.
Das Gesicht zuckte und pulsierte. Der Sammler-Dämon richtete sich auf, seine Klauenhände krallten sich an den Stangen der Zelle fest, zogen den Körper hoch, ganz langsam. Stromstöße schienen durch Gesicht und Körper zu jagen.
»Wo nur Kyamal bleibt?« sagte Hamado beiläufig, während er fasziniert auf den Yargh starrte.
»Er ist tot«, sagte Britt kalt.
»Tot?« Hamado riß seine Blicke los und starrte Britt Montezuma an.
Sie lächelte nichtssagend. »Bastarda hat es mich wissen lassen. Kyamal war unvorsichtig. Aber bevor er uns verraten hat, hat er seinem Leben selbst ein Ende gemacht. Wenigstens dazu war er klug genug.«
»Wie ist es passiert?« stieß Hamado hervor. Sein Gesicht wurde zu einer abstoßenden Maske, über der Nasenwurzel entstanden tiefe Furchen, die Augen funkelten hart.
»Er ist einer alten Bekannten in die Quere gekommen.«
»Verdammt, wem? Laß dir nicht alles aus der Nase ziehen!« brüllte Hamado unwirsch und packte Britt an den Schultern.
»Damona King«, sagte das Medium nur.
Der Schweiß brach Hamado aus. Obwohl ein Halb-Dämon, funktionierten seine menschlichen Reaktionen noch immer. Schließlich durfte er nicht auffallen, da er unter den Sterblichen lebte – und wirkte.
»Damona King. Ich hätte es wissen müssen. Die Tochter dieser verfluchten Hexe Vanessa, die ja glücklicherweise ihre gerechte Strafe erhalten hat.« Er nickte. »Weiß sie etwas? Wenn sie auch nur den

Schimmer einer Ahnung hat, was hier abläuft, dann…«

»Keine Sorge, Jess. Kyamal hat sein Wissen mit in den Tod genommen, wie gesagt. Und augenblicklich ist Damona King anderweitig beschäftigt. Unser rattengesichtiger Freund hat diesen Yard-Inspektor Ben Murray lebensgefährlich verletzt.«

»Gut! Das ist gut!« Hamado ließ Britt Montezuma los und klatschte begeistert wie ein kleines Kind in die Hände.

»Außerdem kümmert sich bereits der Yargh Holdstock um Damona King und ihren Lebensgefährten Mike Hunter.«

»Auch das hat Bastarda dir gesagt?« Hamado leckte sich über die Lippen.

Britt nickte. Das spöttische Lächeln verzog ihre Lippen. Sie sagte aber nichts.

»Warum sagt sie es dir und nicht mir? Bisher hat sie mir immer vertraut!«

»Vielleicht traut sie dir jetzt nicht mehr.«

»Du hast sie gegen mich aufgebracht!« keuchte Hamado. Er stürzte sich vor, seine Pranken umklammerten den Hals des Mediums und drückten zu.

»Laß das!« keuchte Britt Montezuma. »Du weißt genausogut wie ich, daß du mich brauchst, um weiterhin in Bastardas Sinn tätig zu sein. Ich bin das Medium, nur mit mir kannst du die Kerle ausfindig machen…«

»Ja«, keuchte Hamado und ließ von ihr ab. Schwer atmend stand er vor ihr. »Ich warne dich Britt, wenn du gegen mich intrigierst, dann…«

»Drohst du mir?«

Hamado stieß einen lästerlichen Fluch aus. Am liebsten hätte er Britt umgebracht, aber das konnte er nicht. Sie wußte dies und nutzte es aus.

»Ich werde mit Bastarda reden.«

»Tu das. Sie erwartet dich bereits.« Britt Montezuma lächelte dünn. Ihr Gesicht verriet keine Gefühlsregung. Nichts von dem, was hinter ihrer hohen Stirn ablief. »Aber zuvor«, sagte sie dann genüßlich, »zuvor sollst du den neuen Yargh-Dämon freilassen. Myers ist bereit.«

Jess Hamado drehte sich ruckartig um.

Er starrte in die grellgelben Raubtieraugen des Seelen-Sammlers, der aufrecht an den Gitterstäben stand und seinen Blick kalt erwiderte…

***

»Es dürfte Ihnen doch wohl klar sein, daß man Sie zur Verantwortung ziehen wird, wenn Inspektor Murray stirbt.« Der Polizeibeamte sagte dies völlig ruhig, jedoch mit einem derart belehrenden Unterton in der Stimme, daß sich Damona wirklich Mühe

geben mußte, nicht aufzubrausen.

»Hören Sie, wie oft sollen wir Ihnen noch sagen, daß…«

»Ich war noch nicht fertig, Miß King.« Der Constabler – er hieß Jefferson – funkelte sie streng an. »Mein Kollege und ich befolgen nur unsere Vorschriften, und dazu gehört, daß ich Sie auf die Konsequenzen Ihres Tuns hinweise. Alles weitere werden Sie morgen auf dem Revier zu Protokoll geben. Sie haben Glück, Miß King, daß Sie eine angesehene und – äh – einflußreiche Persönlichkeit dieser Stadt sind, sonst hätte ich strengere Maßnahmen ergreifen müssen.«

Damonas Augen verengten sich. Verflixt, sie machte sich Sorgen um Ben, und dieser Bursche hatte nur seine Vorschriften im Sinn.

Dazuhin war er noch mit einem stabilen Eichenholzbrett vor dem Kopf gesegnet.

Der schlaksige Polizist erwiderte ihren Blick. Für ein paar Sekunden kehrte Stille ein. Mike rauchte schweigend und hastig. Der Kollege Jeffersons, Constabler Neskins, behielt Damona, Mike und Laurinda McIntire mißtrauisch im Auge. Dr. O'Neill stand etwas abseits am Fenster.

»Gut, dann dürfte ja alles klar sein«, sagte Jefferson endlich und wich Damonas graugrünem Blick jetzt aus.

Da platzte Laurinda McIntire der Kragen. Sie schnaufte, und ihre Hand zuckte hoch, und dann tippte sie mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die schmächtige Brust des Inspektors. »Hören Sie mal her! Jetzt will ich Ihnen etwas sagen, Officer. Sie und Ihr Kollege, Sie sind herzlose Pflichterfüllungsmaschinen. Können Sie denn nicht verstehen, wie es jetzt in Mr. Hunter und Miß King aussieht? Verflixt, der Polizist, der jetzt irgendwo in einem dieser verflixten OPs unterm Messer liegt und um sein Leben kämpft, ist doch ihr Freund. Und meiner auch! Wie kann man da so reden! Sie tun ja gerade, als ob wir Verbrecher wären, verdammt! Wir sind keine. Wir werden höchstens zu welchen, und zwar, wenn Sie so weiterreden. Dann knalle ich Ihnen nämlich eine, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht, und…«

Damona legte der Taxifahrerin die Hand auf den Arm, das brachte sie wieder zu sich. Sie hatte sich so in Rage geredet, daß sie ganz kurzatmig war.

Jefferson rang sichtlich nach Luft. »Das – das wird Sie teuer zu stehen…«

Den pfeifenden Laut hörte Damona – und registrierte auch schon!

Sie schnellte zur Seite, riß Laurinda geistesgegenwärtig mit sich.

Die Taxifahrerin torkelte mit einem geächzten »Uff« weg. Der viele Whisky in ihr machte sie ein bißchen behäbig.

Ein grauschwarzer Tentakel wischte an Damona vorbei. Sie konnte sogar den schneidenden Luftzug spüren. Die Hornspitze schlug mit einem dumpfen Laut in Jeffersons Schulter.

Ein roter Fleck entstand auf dem grauen Trenchcoat. Der Inspektor brach zusammen, einen ungläubigen Ausdruck in den Augen. Neskins schrie.

Damona sah das noch, wirbelte aber im nächsten Augenblick herum, ihre Hand flog an die Schulterhalfter, zog die Luger traumhaft schnell heraus. Und war doch nicht schnell genug!

Der Angriff hatte ihr gegolten!

Jetzt wischte ein schwarzer Schemen durch die Luft.

Der Gegner!

»Paß auf!« gellte Mikes Stimme. »Das ist ein Yargh-Dämon!« Ein kribbelndes Gefühl entstand in Damonas Nacken, als sie das hörte.

Natürlich! Sie erinnerte sich an die Dämonen, mit denen Mike damals im Kampf gegen Bastardas Bestien in New York zu tun gehabt hatte. Er hatte ihr von ihnen erzählt.[5]

Und jetzt war eine solche Bestie hier, im Krankenhaus!

Der Unheimliche wollte sie packen. Damona wich zwei, drei Schritte zurück. Laurinda war zu Mike hinübergelaufen, der sie jetzt hinter sich schob.

Der Tentakel löste sich aus Jeffersons Schulter, schnellte zurück.

Der Schädel des Yargh pendelte herum. Grellgelbe Schlitzaugen fixierten Damona. Alles ging rasend schnell. Furchterregend.

Ein Schlag traf Damona, ihr Kopf wurde zurückgerissen, aber sie gab nicht nach, wich nicht zurück, sondern packte den Arm des Dämons, hebelte ihn herum, riß den schweren, eiskalten Körper in einer jähen Drehung mit sich. Der Dämon flog über Damona weg und prallte zu Boden. Seine Konturen flimmerten.

Plötzlich war der Yargh verschwunden!

Dann tauchte er im gleichen Augenblick hinter Damona auf!

»Weg, Damona!« schrie Mike. »Ich kann nicht schießen, wenn du…«

Mehr hörte Damona nicht. Der Yargh kam wieder! Diesmal benutzte er nicht die Fäuste, um sie auf den Boden zu bekommen, sondern den Tentakel.

Eine tödliche Waffe!

Und sie hatte ihre Luger noch nicht einmal halb aus der Halfter!

Da wurde ein peitschender Knall laut!

Ein Schuß.

Constabler Neskins hatte ihn abgefeuert. Die Kugel fauchte so dicht an Damonas Wange vorbei, daß sie glaubte, ihr würde mit einem rotglühenden Eisen darübergezogen.

Die Kugel schlug in den Yargh! Doch die Bestie kümmerte sich nicht einmal darum.

»Idiot!« brüllte Mike. »Menschenskind, damit richten Sie gegen dieses Monster nichts aus…«

Damona beobachtete den Yargh.

Wieder verschwand er.
Sie kreiselte herum, hatte die Luger jetzt entsichert in der Faust.
Da – der Schatten!
Der Dämon materialisierte, stürzte sich auf sie. Er fauchte aggressiv. Der Tentakel wischte vor.
Damona duckte sich, feuerte, warf sich gleichzeitig nach vorn und unterlief den vorzuckenden Tentakel. Die Körperkonturen des Monstrums verwischten schon wieder. Damona krachte gegen den Schwarzen, die Kälte durchzuckte sie, lähmte sie einen Augenblick.
Der Dämon nutzte das aus. Er schlug um sich. Sirrend flog der Tentakel wieder heran. Damona wurde weggeschleudert, verlor das Gleichgewicht, prallte gegen einen Ständer-Aschenbecher, warf ihn um – dann war die Wand da, und die stoppte ihren Sturz.
Bevor sie die Luger ein zweites Mal hochbringen und schießen konnte, feuerte Mike Hunter!
Der Yargh wurde mitten im Sprung erwischt. Sein Schädel wurde herumgerissen. Mit einem wilden Kreischen stürzte die Bestie, wuchtete sich wieder hoch, die eine Pranke, die sie kurz auf die Wunde gepreßt hatte, flog vor. Aber Damona stand schon längst nicht mehr an der Wand. Sie sprang zur Seite, brachte sich aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich. Mit einem kraftvollen Satz federte der Yargh hoch. Damona hechtete wieder zur Seite. Obwohl der Dämon tödlich verletzt sein mußte, besaß er noch diese Kraftreserven!
Es war grauenvoll.
Aber der Schädel des Yargh verging, und damit seine geschmeidige Raubtierkraft.
Er brach zusammen. Wieder gellte ein Kreischen auf, obwohl der Unheimliche kein Maul hatte. Der verendende Yargh schrie telepathisch. Das und die Schüsse hörten auch die anderen Menschen.
Stimmen wurden laut, Krankenzimmertüren öffneten sich. Neugierige, verstörte Gesichter tauchten auf.
»Danke«, sagte Damona.
Mike nickte ihr zu und ging mit vorgestreckter Luger zu dem sterbenden Dämon hin.
»Schau dich um. Vielleicht sind noch mehr von den Brüdern hier.«
Das glaubte Damona zwar nicht, denn in dem Fall hätten sie sicher gemeinsam angegriffen, aber sie tat dennoch, was Mike vorgeschlagen hatte.
Die Menschen umringten den Dämon. Von dem Schwarzblüter drohte keine Gefahr mehr. Mikes Kugel hatte ihm den dämonischen Lebensfunken ausgeblasen. Er löste sich bereits zu einem widerwärtigen Brei auf.
»Guter Himmel, was…«
Dr. O’Neill war bleich, sein Gesicht angstverzerrt. Constabler Neskins

übergab sich.

»Kümmern Sie sich um Jefferson«, herrschte Mike den Arzt an.

Damona zog ihn weg. Sie arbeiteten sich durch die Schaulustigen, die aufgeregt durcheinanderredeten.

»Moment!« keuchte da Laurinda McIntire hinter ihnen, drängte sich auch durch die von überall herbeieilenden Patienten und keuchte ihnen nach.

»Der Anschlag hat Ihnen gegolten. Eindeutig«, ließ sie sich vernehmen, als sie im Lift nach unten fuhren und sie wieder einigermaßen zu Atem gekommen war.

Damona nickte.

»Und er hängt mit Ihrem Werwolf und dem verhinderten Entführer zusammen«, spann Mike den Faden weiter.

»Du liebe Güte. Aber – wieso…« Sie schüttelte den Kopf, ballte die Hände zu Fäusten. »Ich meine, wie ist das möglich? Ich glaube, Sie müssen mir da eine Menge erklären!«

»Jetzt fangen Sie nicht auch noch an. Bitte!« sagte Damona zu der aufgeregten Taxifahrerin.

Der Lift kam unten an. Die Schwester von der Anmeldung eilte ihnen entgegen. »Was ist passiert?« wollte sie wissen.

»Kein Kommentar.«

Ungehindert konnten sie das Royal Hospital verlassen.

***

In Murrays Wagen atmete Damona erst einmal durch.

»Ein Yargh«, sagte Mike in die kalte Stille hinein. Er hatte den Zündschlüssel im Schloß stecken, fuhr jedoch noch nicht an.

»Einer von Bastardas Leibgardisten«, sagte Damona genauso einsilbig.

Laurinda schwieg, ihre Blicke gingen von Damona zu Mike und von Mike wieder zurück zu Damona. Sie stellte keine Fragen, obwohl sie davon sicher eine Menge auf Lager hatte.

»Dann mischt sie also trotz ihrer Verletzung mit.«

»Sieht so aus. Dann ist sie sogar noch zäher, als wir angenommen haben.«

»Vielleicht sieht es wirklich nur so aus, Damona.« Mike schüttelte nachdenklich den Kopf. »In New York hat sie die Yarghs eingesetzt, um Seelenenergie zu sammeln. Damals hat sie diese Energie für die Riesen-Bestien aus den Sieben Vorhöfen der Hölle gebraucht. Möglich, daß sie sie jetzt für sich selbst braucht, gerade weil sie schwer verletzt ist.«

Damona seufzte. »Gut. – Bloß – wo steckt sie? Mike, wir müssen sie finden. Es wäre nicht auszudenken, wenn sie wieder zu Kräften kommen würde, und…« Damona unterbrach sich. Sie mußte unwillkürlich an die letzten Gedanken des abstürzenden Killers

denken.
Bisher hatte sie noch gar keine Zeit gefunden, sich eingehender damit zu beschäftigen, obwohl es möglicherweise sehr wichtig war.
Die Sorge um Ben aber war viel stärker gewesen, ein richtiger Schock.
»Er hat an einen Nachtclub gedacht… An Gäste, die einer Stripperin applaudiert haben – und dann zu Skeletten geworden sind … An einen Kellerraum. An einen Mann, der fürchterliche Schmerzen gelitten hat.«
»Von was redest du da, Damona?«
»Der Bursche, der Miß McIntire entführen wollte. Das waren seine letzten Gedanken. Ich habe sie auffangen können.« Damona dachte kurz nach. Sie fühlte, daß ihnen nicht viel Zeit blieb. Der Killer mußte eine Art Schlüsselperson sein. Der Yargh möglicherweise der Rächer für den getöteten Werwolf und den Killer. »Dieser verzweifelte Angriff des Yargh…«
»Er hätte rechtzeitig wieder verschwinden können. Yargh-Dämonen können teleportieren.« Mike nickte. Sein Gesicht war kantig, düster. »Aber das bringt uns alles nicht weiter. Verdammt, wenn ich daran denke, daß in diesem Moment andere Yargh-Dämonen irgendwo in London oder sonstwo unterwegs sind, um für ihre teuflische Herrin Seelen zu sammeln…« Seine Wangenmuskeln spielten.
Damona sah Mike nur an. Sie hatte ähnliche Gedanken gehabt.
Wieder einmal kam ihr zum Bewußtsein, wie klein und relativ hilflos sie doch gegen die Übermacht des Bösen waren.
Sie mußten froh sein, wenigstens Teilerfolge zu erzielen, obwohl das zu wenig war. Jeder Mensch, der unter den fürchterlichen Klauen eines Dämons starb, war ein großer Verlust.
Laurinda McIntire räusperte sich. »Hören Sie, ich weiß nicht, was ein – äh – Yargh-Dämon ist, ich hab' bis vor ein paar Minuten noch überhaupt nicht an Dämonen geglaubt, obwohl ich in dieser Nacht ja schon einiges erlebt habe. Ich weiß nicht einmal, in was für einen Irrsinn ich da hineingeraten bin.« Die Taxifahrerin schniefte, dann sprach sie weiter. »Aber vielleicht kann ich Ihnen doch helfen. Sie haben von einem Nachtclub gesprochen, in dem sich die Gäste in Skelette verwandeln. Komisch. Gestern nacht hatte ich einen Fahrgast, der hat mir von einer solchen Sache erzählt.«
Damona drehte sich ruckartig zu Laurinda um und sah sie an.
»Und?«
»Er kam aus einem ziemlich zweifelhaften Etablissement in Pimlico, ganz in der Nähe meiner Wohnung. Das Ding heißt Shocking Palace, dort werden seit ein paar Tagen solche Horror-Shows abgezogen. Niemand weiß, wie sie es anstellen. Aber es muß ziemlich echt wirken. Der Bursche gestern war jedenfalls begeistert. Ein Horror-Fan, der, wie er sagt, voll auf seine Kosten gekommen sei,«

Mike legte seine Stirn in Falten. »Schön und gut. Ich habe zwar keinen blassen Dunst, was eine drittklassige Horror-Show in einem Nachtclub mit Werwölfen, Killern und Yargh-Dämonen zu tun haben soll, aber wenn an der Sache etwas dran ist, dann werden wir das herausfinden, nicht wahr, Hexenkind?« Er grinste Damona wölfisch an.

»Und ob. Fahr endlich los.«

***

Ekel und Verachtung erfüllten ihn, als er auf die schleimig pulsierende Masse hinunterblickte.

Der blutrote Kokon verbarg weitere Einzelheiten, und das war gut so.

Jess Hamado überwand sich, spürte, wie die Wut in ihm überhandnahm und alles andere davonschwemmte. Er war kein Mensch mehr, also brauchte er auch nicht mehr so tun, als wäre er noch einer. Hier unten, in dem Höhlengang, den er für Bastarda gegraben hatte, brauchte er nicht zu schauspielern.

»Was willst du?« erklang Bastardas schrille Stimme direkt in seinem Schädel. In der Erscheinungsform, in der sie sich momentan befand, konnte sie nicht ›normal‹ zu ihm sprechen.

»Du scheinst mir nicht mehr zu vertrauen«, stieß er zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor.

»So?«

»Du informierst zuerst Britt. Sie ist nur ein Mensch. Ich aber bin von dir zum Halb-Dämon erhoben worden. Trotzdem ziehst du sie vor. Warum?«

Bastarda schwieg. Täuschte sich Hamado, oder flackerte der Kokon leicht auf, als würde er von einer unheimlichen Flamme genährt werden? Eine ölige Schicht schien darüber zu liegen. Haarfeines Aderwerk pumpte schwarzes Blut.

»Warum antwortest du nicht?« Hamado schrie jetzt. Er hatte keine Angst vor Bastarda. Sie brauchte ihn, war auf ihn angewiesen. Außerdem war sie nicht mehr die machtvolle Herrscherin, die sie einmal gewesen war. Jetzt war sie nur noch ein erbärmlicher Klumpen pulsierendes Fleisch.

Es war kalt in dem Stollen, den er in die lehmige Erde getrieben hatte, um für Bastarda einen geeigneten Aufenthaltsort zu schaffen.

Kalt, ja, und es herrschte ein fürchterlicher Gestank, den der Kokon verstrahlte, in den Bastarda sich gehüllt hatte.

Jess Hamado starrte jetzt genauer hin, sah die schattenhaften Umrisse eines verunstalteten, unmöglichen Körpers. Aber es reichte nicht für Einzelheiten.

»Du fühlst dich also übergangen?« ertönte da Bastardas Stimme wieder in seinen Gedanken.

»Ja. Ich hätte mehr Dankbarkeit erwartet. Immerhin war ich es, der dir Unterschlupf gewährt hat. Ich war immer ein treuer Diener. Du konntest dich auf mich verlassen, und das wußtest du, denn wärst du sonst ausgerechnet zu mir gekommen?«

»Du hast recht, Hamado. Aber es gab noch einen Grund. Alle meine anderen Getreuen sind zu weit entfernt. Meine anderen Yarghs sind in New York. Zu weit… Ich konnte sie nicht mehr rufen.«

»Ich aber war da. Und ich habe dir bedenkenlos geholfen.«

Bastarda lachte. Ein kurzes, kaltes Lachen. »So hast du es mir einst geschworen. Unterschätze mich nicht. Ich werde wieder zu Kräften kommen, und dann werde ich…« Die Stimme schwieg plötzlich, wie abgeschnitten war sie verstummt.

Hamado *fühlte*, wie Bastardas Gedankenfühler ausfuhren, hinausgriffen, lauschten. Irgend etwas mußte geschehen. In diesem Augenblick!

»Was ist?« stieß Hamado ungeduldig hervor. »Zum Teufel, wie soll ich dir helfen, wenn du mich nicht einweihst?«

»Still!«

»Ich werde dir etwas sagen, Herrscherin der Nacht!« Spott lag in Hamados Stimme. »Wenn du nicht endlich, vernünftig wirst und von deinem hohen Roß heruntersteigst, dann werde ich es deinen vielen anderen sogenannten Getreuen gleichtun…« Hamado grinste gemein. Er spielte seinen Trumpf aus. Er hatte sich nämlich rechtzeitig genug informiert. Nach der Schlacht um Yor-Marathaar und der Niederlage der Blutgötter, waren die meisten ihrer Vasallen geflohen. In allen Dimensionen hatten sie sich verstreut, aus Angst vor Asmodis Rache. Denn Asmodis war jetzt natürlich wieder der Machtfaktor Nummer im Schattenreich. Andere waren reumütig zu ihm zurückgekehrt.

Bastarda aber griff die Anspielung nicht auf. Sie ignorierte sie einfach. »Du mußt mich von hier wegbringen! Sofort!« keuchte ihre Gedankenstimme in seinem Kopf.

»So plötzlich? Was ist passiert?«

»Der Yargh, den ich auf Damona King und Mike Hunter angesetzt habe, ist vernichtet!«

Hamado zuckte zusammen. Plötzlich fühlte er sich verdammt unangenehm. Sollte er doch auf das falsche Pferd gesetzt haben, als er weiterhin zu Bastarda gehalten hatte? War sie nicht am Ende? Und außerdem – sie behandelte ihn wie einen Handlanger, während sie Britt Montezuma regelrecht Honig ums Maul schmierte.

Hamado wich von der pulsierenden Masse zurück. Seine Gedanken jagten sich hinter seiner Stirn. Jetzt hatte er noch die Gelegenheit, der Teufelin abzuschwören und wieder in die Geborgenheit der Schwarzen Familie zurückzukehren.

Und vielleicht konnte er das sogar noch so drehen, daß ihm keine

Nachteile entstanden.
Die Idee, die ihm dann kam, ließ ihn aufkeuchen. Natürlich. Bastarda – Asmodis haßte die Dreimalgroße. Sie war lange Zeit seine erbitterte Rivalin gewesen. Wenn er sie in Asmodis' Hände spielte, dann war ihm nicht nur die Rehabilitation sicher, sondern auch eine gewaltige Belohnung.
Jess Hamado bemerkte nicht, daß der blutrote Kokon kaum merklich seine Farbe wechselte, dunkler wurde. Daß die Kälte in dem Stollengang zunahm.
Er atmete durch. Nichts anmerken lassen. Bastarda mußte ahnungslos sein, wenn sein Plan klappen sollte.
»Ich werde dich wegbringen, Meisterin«, sagte er demütig.
»Tatsächlich? So plötzlich deine Meinung geändert?« Den zynischen Unterton in der Gedankenstimme bemerkte Hamado nicht. Er zitterte innerlich. Eine phantastische Möglichkeit eine weitere Stufe auf der dämonischen Karriereleiter zu ersteigen – daß er nicht schon früher darauf gekommen war. Ja, er würde Bastarda an Asmodis ausliefern.
»Du bist nach wie vor mein treuer Vasall, Hamado?« kam lauernd ihre Frage.
»Aber sicher.«
»Keine Bedingungen?«
»Keine, Herrin. Es genügt mir, wenn du mir vertraust. Mehr wollte ich nicht. Mehr will ich nicht. Britt ist nur ein Mensch. Man kann ihr nicht trauen.«
»Aber dir – dir kann ich vertrauen, meinst du?«
»Ja, Herrin.«
»Alles würdest du für mich tun? Alles geben – sogar dein Leben?«
»Das weißt du, Herrin!« Hamados Stimme klang fest. Er durfte jetzt keinen Fehler begehen.
»Gut. Sehr gut«, säuselte Bastardas Stimme. Ein leises Lachen wehte durch Hamados Gedanken.
»Was…«
»Dann werde ich mir jetzt dein Leben nehmen, Hamado. Ich brauche Kraft, viel Kraft. Damona King ist hierher unterwegs. Es ist zu spät für Flucht.«
Jess Hamado wirbelte herum und rannte los.
Aber bereits nach dem vierten Schritt ereilte ihn sein Schicksal.
Flammen schlugen aus seinem Körper, erfaßten die Kleidung, setzten sie in Brand. Hamado schrie, aber nicht lange. Was einmal ein Halb-Dämon in menschlicher Gestalt gewesen war, verwandelte sich innerhalb von Sekundenbruchteilen in verkohlte Schlacke…

***

»Er war ein mieser Verräter«, sagte Britt Montezuma verächtlich und

trat aus der Gangnische, aus der sie das Geschehen beobachtet hatte. »Er wollte dich an Asmodis ausliefern.«

»Ich weiß. Deshalb habe ich mir seine Lebensenergie geholt.«

Die Flammen, die noch immer auf dem schwarzen Klumpen züngelten, stoben hoch, wie von einem unspürbaren Lufthauch bewegt und trieben zu der pulsierenden Kokon-Masse hinüber. Sacht schwebten sie darauf nieder, vereinten sich mit ihr. Die blutrote, dünne Kokon-Haut nahm wieder eine kräftigere Färbung an.

»Der letzte Kampf kann beginnen, Britt. Selbst wenn ich dabei endgültig vernichtet werden sollte – ich will Damona King und Mike Hunter mit mir nehmen! Sie sollen auch sterben. Ich habe nichts mehr zu verlieren… Dieses elende Dasein widert mich an. Ich ekle mich an. Es muß ein Ende sein. Aber ich will nicht allein abtreten … Nicht allein …« Mit einem Keuchen brach Bastardas telepathische Stimme ab, dann, nach einem kurzen Schweigen, fuhr sie fort: »Vorerst bin ich stark genug. Höre meinen Plan, und dann bereite alles vor …«

Das teuflische Medium lächelte dünn und lauschte Bastardas Worten.

***

Zwei Gestalten verschmolzen mit dem Schatten der Hausfront.

Damona King und Mike Hunter!

Sie standen jetzt so, daß sie das Gebäude des Shocking Palace zwar gut sehen, jedoch vom Haus aus selbst nicht gesehen werden konnten.

Laurinda McIntire hatten sie davon überzeugen können, daß es besser war, im Wagen zu warten. Das hier war nichts für sie.

Die Leuchtschrift SHOCKING PALACE war ausgeschaltet. Der ganze Gebäudekomplex machte einen düsteren Eindruck. Damona konnte sich nicht vorstellen, was manche Leute veranlaßte, dorthin zu gehen. Ein mieser, drittklassiger Schuppen, der sich nicht einmal die Mühe gab, dies zu verbergen.

Es gab eine schmale Hofeinfahrt, ebenso einen Hinterhof. Links war ein mittelgroßer Parkplatz. Dann kamen die Nachbarshäuser: allesamt keine großartigen Bauwerke, zum Teil Mehrfamilienhäuser, aber wenigstens waren sie nicht so schäbig wie dieser Shocking Palace. Der Name hatte durchaus seine Berechtigung, ganz gleich, was sich drinnen für ein Programm präsentierte, fand Damona.

»Durch die Eingangstür hat es wohl nicht viel Sinn«, flüsterte Mike.

»Bestimmt nicht.«

»Außerdem haben wir keine Handhabe, die ein offizielles Vorgehen rechtfertigen würde. Auch keinen Haftbefehl. Für eine Ermittlung in Sachen dämonischer Umtriebe würden wir auch keinen kriegen.«

»Wenn wir uns täuschen, werden wir uns entschuldigen, den Schaden ersetzen – und notfalls eben vor Gericht erscheinen.«

Mike seufzte. »Okay, die Konsequenzen sind also klar. Dann mal los.«

Sie überquerten die schmale Straße und drückten sich an die Hauswand. Der Verputz war lose. Bei ihrer Berührung bröckelte er ab.

Im Erdgeschoß gab es keine Fenster. Doch, halt, berichtigte sich Damona. Eines gab es. Im Hof. Aber das war vergittert.

Sie umrundeten das Haus. Mike blieb hinter Damona, sicherte nach hinten ab. Die Luger hielten sie beide entsichert in der Faust.

Wenn Laurindas Tip stimmte, dann war das hier das Wespennest, das sie hatten finden wollen.

Sie verhielten sich ruhig und warteten.

Alles blieb still. In dem Hinterhof war es stockfinster, man konnte nicht einmal die Hand vor Augen sehen. Die einzige Laterne stand dreißig Yards entfernt, die Straße hinunter, Beobachter brauchten Damona und Mike nicht zu befürchten. Nicht um diese Zeit. Es ging mittlerweile stramm auf 4 Uhr morgens zu.

Keine menschlichen Beobachter wenigstens.

Dämonen aber schlafen nachts nicht. Im Gegenteil.

Damona zog an Mikes Ärmel und setzte sich wieder in Bewegung.

Auf einen niederen Schuppen zu, der an die Hinterfront des Shocking Palace angebaut war. Vom Dach des Schuppens aus konnte man das Flachdach des Hauptgebäudes erreichen. Und dort gab es möglicherweise einen Einstieg.

Sie turnten hinauf. Alles ging völlig lautlos. Nur einmal quietschte die rostige Dachrinne, an der sich Mike kurz festhielt.

Dann standen sie auf dem Flachdach. Der Regen tröpfelte nur noch vom Himmel. Im Osten erschienen erste helle Schimmer. Aber bis zum Sonnenaufgang würde es noch eine ganze Weile dauern.

»Das gibts doch nicht«, zischte Mike plötzlich.

Damona sah das Fenster im gleichen Augenblick.

Es stand einladend weit offen. Die Gardinen bauschten sich in der kühlen Nachtluft.

»Entweder unverschämtes Glück – oder eine verdammt plumpe Falle«, kommentierte Mike im Flüsterton.

Damona aber war bereits losgegangen. Lautlos bewegte sie sich über das Blechdach, erreichte das Fenster, lauschte kurz und winkte dann Mike.

»Na dann.« Er zuckte die Schultern.

Damona stieg als erste hinein. Die Dunkelheit in dem Raum war vollkommen. Damona glitt zu Boden, duckte sich vom helleren Schattenriß der Fensteröffnung weg, um kein Ziel zu bieten. Keine Atemzüge. Kein Anzeichen drohender Gefahr. Das versteinerte Hexenherz, das neben ihrem eigenen Herzen in ihre Brust eingewachsen war und dem Geist ihrer toten Mutter eine Heimstatt war, sandte auch keinen Warnimpuls aus.

Aber der Shocking Palace war ein Wespennest, dieser Vergleich, den

sie vorhin gebraucht hatte, stimmte durchaus!
Ein dämonisches Wespennest.
Und sie hatte hineingestochen.
Die Reaktion erfolgte, als Damona schon nicht mehr damit rechnete.

***

Laurinda McIntire stand wie unter Strom.
Sie saß in dem kalten Morris, und ihre Zähne klapperten aufeinander. Verflixt, sie sah noch immer nicht ein, daß sie Damona und Mike allein die Kastanien aus dem Feuer holen lassen sollte. Die beiden hatten in dieser Nacht schon so oft ihre Haut riskiert…
Laurindas Entschluß stand fest. Sie würde sehen, ob sie nicht irgendwie helfen konnte.
Sie drückte den Wagenschlag auf, schluckte tapfer, weil ihr plötzlich doch vor der eigenen Courage ein bißchen mulmig wurde.
Dann riß sie sich zusammen. Eine McIntire kennt keine Angst, sagte sie sich und marschierte los.
Sie hielt sich in den Schlagschatten der dunklen Häuserfronten, wie sie es vorhin bei Damona King und Mike Hunter gesehen hatte.
Sie glaubte, auf diese Art und Weise vorsichtig genug zu sein.
Deshalb traf es sie auch wie ein Fausthieb, als die eiskalte Stimme *direkt in ihrem Kopf* ertönte: »Ah, da haben wir ja die erste…«
Zwei kräftige Arme umklammerten sie von hinten, ein schnurähnliches Ding pfiff heran, legte sich um Laurindas Hals und zog sich mit einem jähen Ruck zusammen.
Es wurde schwarz um sie her, und Laurinda McIntire wurde klar, daß sie verspielt hatte. Sie konnte sich denken, welches Schicksal ihr jetzt bevorstand…

***

Sie standen an der Treppe, die ins Erdgeschoß hinunterführte. Und somit unter anderem wohl zu den Räumlichkeiten des Nachtclubs.
»Wir müssen in den Keller«, sagte Damona.
Sie tastete zur Wand hinüber. Licht durften sie nicht machen, das wäre ein Riesenfehler gewesen. Wenn hier dämonische Mächte hausten, dann hatten sie beide bis jetzt ohnehin unverschämtes *Glück* gehabt, daß sie noch nicht bemerkt worden waren.
»Zu ruhig. Das gefällt mir nicht«, raunte Mike.
Auch Damona fühlte sich alles andere als wohl. Ihre Nackenhärchen hatten sich aufgerichtet. Ein leises Brennen strahlte jetzt von dem versteinerten Hexenherzen aus.
Eine Warnung?
So vage!
Da wurde hinter ihnen eine Tür aufgerissen! Helles Licht fiel heraus. Ein Schatten tauchte auf. Groß, übernatürlich groß, ein Mann, aus

seiner Stirn wuchsen gewaltige Hörner!

Der Teufel erschien!

Und mit ihm ein Sturzbach aus Blut!

Wie eine Springflut brodelte es aus dem hell erleuchteten Raum, schäumte heran, riß Damona und Mike zu Boden und schwemmte sie davon…

Die Welt verging für Damona in dieser klebrigen, schäumenden, warmen, dampfenden Flut, die sie die Treppe hinunterspülte…

Die Menschenfalle hatte sich geschlossen!

***

Bleiche Totenhände mit runzliger Haut stießen durch die Oberfläche des Baches!

Sie packten Mike und Damona, rissen an ihren Kleidern, fetzten sie weiter, zogen sie vorwärts, unter Wasser, dann wieder ließen sie sie auftauchen, damit sie nicht erstickten. Damona schnappte keuchend nach Luft. Ihr ganzer Körper schmerzte, es gab keine Stelle, die ihr nicht weh tat. Der Sturz über die Treppe hinunter war ein Chaos aus sprühendem, nebligem Rot gewesen, aus Schreien, die Mike und sie ausgestoßen hatten, und aus dem Brausen und Platschen des Stromes.

Jetzt versiegte dieser Strom.

Aber die Totenhände peitschten Damona und Mike weiter. Mit hochgehobenen Händen richteten sie sich auf, torkelten den Gang entlang, dann die Treppe hinunter. Die Hände wuchsen aus dem Boden, aus Wänden und Decke. Manche hatten scharfe Krallen, so daß Damonas und Mikes Kleidung bald in Fetzen von ihren Körpern hing.

Wieder eine Treppe.

Diesmal aber waren es keine steinernen Stufen, sondern roh in den Lehmboden gehauene Trittmulden. Sie endeten vor einem niederen Gang, der in feuchtes Erdreich hineinführte. Es war dunkel. Ein grausiger Verwesungsgestank herrschte hier unten.

Weder Damona noch Mike konnten einen klaren Gedanken fassen.

Das Blut verkrustete ihre Gesichter, ihre Kleidung. Innerlich war alles wie aus Stein.

Sie waren voll im Bann des satanischen Mediums, wußten dies jedoch nicht.

Die Hände stießen sie voran. Sie erlaubten ihnen nicht, stehenzubleiben. Damona ging voran. Ihre Knie fühlten sich an wie mit Pudding gefüllt. Sie lief wie eine Betrunkene. Taumelte von links nach rechts.

Vor ihnen entstand ein Lichtpunkt.

Wie das Aufglühen einer Zigarette. Glostendes Rot.

Der schwache, rötliche Schein fiel in den Gang. Erdkrumen lösten sich manchmal von der Decke, wenn sie mit dem Kopf dagegen kam,

und bröselten herunter.
Das aber war es nicht, was Damona erschüttert stehenbleiben ließ.
Sie spürte die wütenden Schläge der Totenhände gar nicht mehr, die wie geifernd auf sie einprasselten, um sie zum Weitergehen zu bewegen.
Rechts und links wurde der Gang von aufrecht stehenden Leichen gesäumt!
Tote, die keine Gesichter mehr hatten!

***

»Ja, sieh sie dir an, Damona King!« Die Stimme war von triefender Zufriedenheit gesättigt. »Sieh sie dir an, die Toten ohne Gesicht. So wirst du auch bald aussehen. Ich raube dir die Seele und stärke mich daran. Und mit der Seele raube ich dir das Gesicht…« Ein Kichern.
Atemzüge. Aber auch diese wurden direkt in ihrem Gehirn laut.
»Diesmal habe ich an alles gedacht. Keine Spuren. Meine Yargh-Diener waren angewiesen, die Opfer, die sie schlugen, hierher zu bringen. Denn wo keine Leichen sind, da gibt es auch keine Nachforschungen. Vor allem keine, die auf gewisse dämonische Einflußnahme hinweisen. Trotzdem aber bist du mir auf die Spur gekommen, Damona King. Beachtlich. Wirklich. Auch, daß du und Mike Hunter noch immer lebt. Eigentlich hättet ihr euch schon auf der Treppe den Hals brechen sollen.« Bastardas Stimme verging, wehte davon, aus Damonas Kopf hinaus.
Eine kalte Wut, gepaart mit Ekel und Abscheu, erfüllte sie. Nicht genug, daß die Teufelin die Menschen tötete, sie mußte sich mit ihren sterblichen Überresten auch noch eine Art Spalier schaffen.
»Komm. Tritt vor mich hin. Sieh dir an, was du aus mir gemacht hast!« Geifernder Haß sprühte aus diesen Worten.
Die Totenhände waren plötzlich wieder da, rissen Damona an den Haaren weiter. Sie fiel auf die Knie, wurde wieder hochgetrieben.
Mike folgte irgendwo hinter ihr. Sie konnte sich nicht umdrehen.
Das rote Leuchten breitete sich aus, wuchs wie eine Zauberblume auf, breitete sich aus und leuchtete einen Höhlenraum aus.
Im Zentrum dieses Raumes lag ein blutroter, pulsierender, schleimabsondernder Kokon. Darin war der Schattenumriß einer gewaltigen Wesenheit zu erkennen.
»Herrin!«
Die Totenhände verschwanden wie ein Trugbild, dafür aber tauchte neben Damona eine junge, schwarzhaarige Frau auf. Es war die, die Damona in den Gedanken des rattengesichtigen Killers gesehen hatte.
Und sie war nicht allein. Ein Yargh-Dämon stapfte hinter ihr her – und der hielt Laurinda McIntire.
Die Taxifahrerin lebte, aber der Griff des Tentakels ließ ihr keine

Bewegungsfreiheit.
»Gut, dann haben wir sie alle?«
»Ja, Herrin!«
Der Kokon geriet in wallende Bewegungen. Ölig schimmerte er jetzt, die Oberfläche kräuselte sich mehr und mehr.
»Dann soll jetzt meine Rache kommen! Sieh mich an, Damona King! Sieh mich an! Das hast du aus mir gemacht!«
Mit einem knirschenden, fetzenden Ratschen brach der Kokon auf, Fetzen flogen nach allen Seiten davon, eine schleimige Substanz quoll ins Freie und entblößte den monströsen Körper Bastardas!

***

Das früher überirdisch schöne Frauengesicht war jetzt eine widerwärtige Fratze, die Haut war vermodert und hing in Fetzen weg.
Der Knochen war zu sehen. Die Augen selbst erschienen Damona wie zwei Schächte in die Hölle, große Löcher, ebenso wie der Mund.
Der Schädel drehte sich mit einem knirschenden Geräusch – und zeigte Damona das zweite Gesicht Bastardas. Den Totenschädel. Er wirkte mehlig, Löcher klafften darin, als wäre der Knochen förmlich abgebröckelt.
Das Schlimmste aber war der Körper Bastardas!
Früher ein katzenhaft geschmeidiger, sehr fraulicher Körper, bot er sich jetzt als verwüstete Masse den Blicken dar.
Aus der Brust, dort, wo das Schwert Excalibur getroffen hatte, wuchs der Wolfsschädel Chrysel Thorans! Die Hüfte war ebenfalls aufgebrochen und zeigte das haßerfüllte Gesicht Liars. Die Hexe, die Mike im Mumien-Keller zu einem Zombie hatte machen wollen, lebte, ihr Mund zuckte und sabberte weißlichen Geifer über die Lippen.[6]
Der Rest von Bastardas Körper war zerlaufen, eine breiige, zähflüssige Masse, die sich auf dem lehmigen, feuchten Boden ausbreitete!
Damona prallte zurück, der grauenhafte Anblick fraß sich wie eine Blitzlicht-Momentaufnahme in ihr Gehirn hinein.
»Oh, nein, du kommst nicht weg. Ich werde mir jetzt deine Seele holen, für das war schließlich diese Menschenfalle gedacht. Yarghs zu erschaffen, damit diese mir Seelen bringen!«
Und mit diesen Worten zuckte ein fleischfarbener Faden vor, der sich blitzartig aus der breiigen Masse gebildet hatte.
Laurinda McIntire schrie im gleichen Augenblick auf. Sie hatte wie von Sinnen auf den grausamen Körper gestarrt, dann aber handelte sie, ohne auf die Gefahr zu achten, in die sie sich dadurch brachte.
Ihre Hände fuhren hoch, packten den Tentakel, der noch immer um ihren Hals lag, rissen daran, gleichzeitig wirbelte Laurinda herum.
Der Yargh flog durch die Luft!

Er krachte gegen Britt Montezuma.

Damona war instinktiv gestartet. Sie warf sich auf das Medium, die Schwarzhaarige krallte, wehrte sich, schrie. Da hatte Damona bereits ihre Luger in der Faust. Der Yargh stürzte sich mit seinem vollen Gewicht auf sie. Da schoß Damona. Der Dämon wurde wie von einer unsichtbaren Faust gestoppt, dann zurückgeschleudert.

Mike war da, packte von hinten zu und wuchtete den sterbenden Yargh-Dämon weg. Er bückte sich, packte die andere Luger und federte dann zur Seite.

Die Montezuma hechtete auf Laurinda, schlug zu.

»Na warte!« keuchte die Taxifahrerin. Und schlug zurück. Dieser Schlag hob das teuflische Medium förmlich vom Boden ab – mit einem gellenden Schrei taumelte es rücklings weg, ruderte mit den Armen – und stolperte.

Ein letzter Aufschrei, dann versank es in Bastardas Monsterkörper!

Mehrere Tentakel bildeten sich.

Damona stellte sich breitbeinig hin, die Luger im Beidhandanschlag.

»Aus, Bastarda!« stieß sie keuchend hervor.

Die Totenhände, mit denen sie insgeheim gerechnet hatte, entstanden nicht, und sie wußte jetzt auch, warum. Die Schwarzhaarige war ein Medium gewesen. Nur mit ihrer Hilfe hatte Bastarda die Visionen erzeugen können… Der Blutbach, die Totenhände – alles nur Visionen!

Bastardas Knochenfratze bröckelte ab.

»Gnade!« wimmerte die Teufelin mit weinerlicher Stimme. »Bitte, hab Gnade. Ich gebe dir, wonach du verlangst… Unsterblichkeit … Macht … Geld … Bitte, verschone mich!«

Wieder drehte sich der ekelhafte Schädel, zeigte Damona jetzt wieder das verweste Gesicht.

Damona zögerte.

Dann dachte sie an die vielen Toten draußen im Gang. An das Leid und das Grauen, das dieses Monstrum gesät hatte. Liars Gesicht an Bastardas Hüfte verzerrte sich. Die Schnauze des Wolfs klaffte auf, entblößte naßschimmernde Fänge, die sich aber sogleich zurückzubilden begannen. Aus dem Wolfsgesicht wurde das sympathische Gesicht Chrysel Thorans.

»Bitte, Damona… Tu es nicht. Verschone uns …«

»Da hörst du es, Damona King!« sagte Bastarda wieder. Ihr Körper zuckte und bebte. Schleimtropfen rannen über die Masse. Die fleischartigen Tentakel schwebten in der Luft. Lauernd. Auf eine Chance wartend.

Bastarda verlor die Nerven!

Sie fletschte die Zähne, stieß ein wütendes Kreischen aus, und die Fleischtentakel stießen zu.

Damona duckte sich, drückte ab.
Die Luger spie die geweihte Silberkugel aus. Damona schoß wieder. Das Krachen der Detonationen vereinte sich, wurde in ihrem Schädel zu einem Dröhnen.
Tentakel umwirbelten sie, spannen sie in einem wirren Muster ein, rissen sie zuckend zu Boden.
Damona kämpfte sich frei.
Bastarda verging. Aus dem einen Körper wurden drei. Der eines Blutgottes, der einer Werwölfin – und der einer Hexe. Für einen winzigen Augenblick waren sie zu sehen. Dann vergingen sie. Eine lautlose Implosion fraß sie auf. Zurück blieb für die Dauer eines Herzschlages ein schwarzes Loch, es hing in der Luft, glühte, strahlte irre, kreischende, verzweifelte Gedankenschreie aus – dann verschwand es.
Damona holte tief Luft. Die klebrigen Tentakel, die sie umfangen hatten, waren mit Bastardas Ende ebenfalls vergangen.
Bastardas Ende…
Ja, die Teufelin war vernichtet! Endgültig erledigt!
Sie hatten das Wespennest ausgeräuchert!

***

Mike wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Jetzt aber nichts wie raus aus diesem Leichenkeller!« sagte er leise.
»Ich – ich…«, ertönte da eine zittrige Stimme hinter ihnen.
Laurinda McIntire!
Damona und Mike gingen zu ihr. Die Taxifahrerin hockte am Boden und hielt sich die rechte Hand, mit der sie Britt Montezuma den Kinnhaken des Jahres verpaßt hatte.
»Ich glaube, sie ist gebrochen.«
»Das kriegen wir wieder hin«, versprach Mike.
»Außerdem ist mir schlecht. Ich – ich kann kein Blut sehen. Jedenfalls keins, das mir gehört.« Sie deutete auf ihre blutigen Knöchel, dann verdrehte sie die Augen – und wurde ohnmächtig. Mit einem kieksenden Seufzer kippte sie zurück.
»Oh, nein!«
»Da steht uns einiges bevor«, vermutete Damona und sah auf Laurinda hinunter.
»Vielleicht kriegen wir sie wieder wach.«
Sie versuchten es, aber alles war umsonst. Laurinda war ins Reich der Träume abgetreten, und die Ruhepause hatte sie sich auch redlich verdient, denn wenn sie nicht so beherzt eingegriffen hätte, dann würden sie jetzt alle schlafen.
Für immer.
Es wurde eine gewaltige Plackerei für Damona und Mike, Laurinda

McIntire die Treppe hinaufzuschleppen. Aber sie schafften auch das. Schließlich war Laurinda nicht nur eine verflixt schwere, sondern auch eine verflixt sympathische Last.

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 75 »Odyssee im Totenreich«
[2]Siehe Damona King Nr. 58 »Bastarda, Herrscherin der Nacht«
[3]Siehe Damona King Nr. 61 »Der Giftmüll-Teufel«
[4]Siehe Damona King Nr. 75 »Odyssee im Totenreich«
[5]Siehe Damona King Nr. 62 »Bastardas Bestien«
[6]Siehe Damona King Nr. 56 »Der Mumien-Keller«